

P. o. gall.
2564
w

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit

6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt

9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . . — fl. 3 kr.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8. München.

<36602182410014

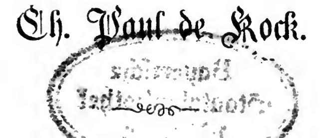


Herr Choublanc,

der seine Frau sucht.

Von

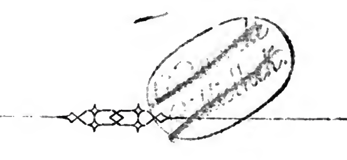
Ch. Paul de Kock.



Aus dem Französischen

von

Dr. G. F. W. Rödiger.



Pest und Wien, 1857.

Hartleben's Verlags-Expedition.


Bayerische
Staatsbibliothek
München



Erste Abtheilung.

I.

Das Dach eines Omnibus.

„Kutscher! . . . Heda, Kutscher! . . . Halt, ich kann nicht mehr . . . ich habe Seitenstechen vom langen Laufen . . . Und er hält nicht an, der verwünschte Omnibus . . . doch ja, ich glaube, daß er anhält . . . Gott sey gelobt!“

Diesen lauten Monolog sprach ein Herr von etwa fünfzig Jahren, der mehr klein als groß, mehr fett als mager, mehr häßlich als hübsch war, aber eines jener verblüfften, blitzdummen, burlesken Gesichter hatte, welche allen Leuten zu sagen scheinen: Drehet mir eine Nase, es ist ganz leicht!

Herr Choublanc, so heißt der Mann, hatte ein rundes, ziemlich bausbackiges Gesicht, mit großen, hellgrauen, weit hervorstehenden Augen, die immer aus dem Kopfe heraustreten zu wollen schienen, und ihm einige Aehnlichkeit mit einem Karpfen gaben. Seine Nase glich einem etwas plattgedrückten Fleischkloß; sein ziemlich kleiner Mund nahm jeden nur denkbaren Ausdruck an, nur ein geistreiches Lächeln war

nicht von ihm zu erwarten; seine Zähne, Ohren und Haare waren fehlerfrei, obschon die letzteren, welche ursprünglich blond gewesen waren, ins Gelbe zu spielen begannen.

Im Ganzen war Herr Choublanc nicht eigentlich häßlich, es war nichts Unförmliches oder Unangenehmes in seinem Gesicht und als er noch ein Kind war, hatte man wahrscheinlich von ihm gesagt: Ach! welch ein hübscher Junge!

Es ist sonderbar, daß drei Viertheile der Kinder, von denen man dies sagt, später häßliche, einfältige oder gemeine Gesichter bekommen; die kränkelnden, blassen, kleinen Wesen hingegen, welche zu Leiden geboren zu seyn scheinen, bekommen, wenn sie heranwachsen, die anziehendsten, reizendsten Gesichter, die den Andern, welche einst »hübsche Jungen« waren, alle Eroberungen wegkapern.

Die meisten geistreichen, genialen Männer, die sich einen berühmten Namen erwerben, sind mit Mühe »großgezogen« worden. Man könnte glauben, die Natur habe nicht Kraft genug, um alles Edle, Herrliche in einem einzigen Wesen zur Reife zu bringen; vielleicht ist die übergroße, physische Kraft und Lebensfülle daran Schuld. Leider aber zeigt die Erfahrung, daß sich gerade die begabtesten Kinder am langsamsten entwickeln und das Sprichwort: Dieses Kind ist zu klug, es wird nicht groß werden, bestätigt sich nur zu oft.

Diese Regel hat indeß glücklicherweise viele Ausnahmen: es gibt kluge, begabte Kinder, welche man wirklich »großzieht«; was würde sonst auch aus der Welt werden?

Choublanc ist ohne die geringste Mühe großgezogen worden, er ist herangewachsen wie ein Pilz, der nichts Giftiges an sich hat. Doch ja! etwas Giftiges hat er an sich:

die leidige Manier, Jedermann zum Vertrauten seiner Angelegenheiten zu machen, obschon er die Lacher nicht auf seine Seite bringt; er kramt nemlich alle Dummheiten aus, die er in seinem Leben begangen hat, wie ein Anderer seine Liebesabenteuer, seine glänzenden, verdienstvollen Thaten erzählen würde.

Zuweilen wenn er bemerkt, daß man ihm ins Gesicht lacht, nimmt er sich vor, in Zukunft nicht mehr ins Blaue hinein zu schwatzen, aber die Natur gewinnt immer wieder die Oberhand.

Doch wir dürfen den Omnibus, den Herrn Choublanc mit großer Mühe eingeholt und zum Stillstehen gebracht hat, nicht aus den Augen verlieren.

Herr Choublanc will einsteigen, aber der Conducteur hält ihn zurück und ruft ihm zu:

»Besetzt, mein Herr!«

»Wie! besetzt? . . . was heißt das?«

»Daß im Wagen kein Platz mehr ist . . . Sie sollten das doch wissen!«

»Warum halten Sie denn an, wenn ich winke? Es war nicht der Mühe werth, wenn Sie keinen Platz für mich haben. Sie wollten mich also foppen?«

»Ich glaubte, Sie wollten hinaufsteigen, wo noch Platz ist . . .«

»Wo hinauf?«

»Auf den Wagen, wo die Dreisousplätze sind.«

»Wie! man setzt sich jetzt oben hinauf?«

»Das wissen Sie nicht? Wo kommen Sie denn her?«

»Wo ich herkomme? . . . Von Troyes in der Champagne, aus der Heimat der Leberwürste und anderer schweiner-

nen Delicatessen, welche von den Feinschmeckern sehr geschätzt werden . . .«

»Entschließen Sie sich!« unterbrach ihn der Conducteur; »wollen Sie hinaufsteigen?«

»Kann man denn dort oben sitzen?«

»Das versteht sich . . . es wäre schön, wenn man nicht sitzen könnte!«

»Ich frage nicht, ob es schön wäre . . . ich möchte nur wissen, ob man fest sitzt.«

Der Conducteur, dem die Sache langweilig wird, zieht die Schnur und der Wagen setzt sich wieder in Bewegung. Choublanc ruft ihm in seiner Verzweiflung nach:

»Ich steige hinauf, Conducteur . . . Halten Sie an . . . Ich habe mich besonnen . . . ich würde lieber den Montblanc besteigen, als zu Fuß weiter gehen.«

Der Conducteur hält an. Choublanc läuft wieder an den Wagen; er stellt mit einiger Bangigkeit die Füße auf die winzig kleinen Tritte, mittelst deren man die Dreisousplätze erreicht.

Auf halbem Wege sieht er sich um und will mit dem Conducteur wieder ein Gespräch anknüpfen, aber dieser schiebt ihn, ohne zu antworten, mit solcher Kraft in die Höhe, daß der Passagier auf Händen und Füßen das Wagendach erreicht.

Als Choublanc sich eben aufrichten will, um einen leeren Platz zu suchen, setzt sich der Omnibus wieder in Bewegung.

»Was ist das? . . . Conducteur! Kutscher! halt! ich sitze noch nicht . . .«

Der Conducteur läßt die Klagen seines neuen Passagiers ganz unbeachtet und der Omnibus fährt weiter.

Choublanc entschließt sich nun auf allen Vieren die Runde auf dem Wagendache zu machen, um einen Platz zu suchen. Aber der Schrecken macht ihn schwindlig und hindert ihn zu sehen, wo er einen Platz finden könnte; er beginnt seine Promenade von neuem, als ihn endlich ein Passagier beim Rockschoß faßt und ihm zuruft:

»Wo wollen Sie denn hin? setzen Sie sich doch . . . Fassen Sie meinen Arm, Sie haben nichts zu fürchten.«

Choublanc gelangt endlich auf seinen Platz; er macht seinem gepreßten Herzen durch einen gewaltigen Seufzer Luft, welcher den Hut seines Nachbars zur Linken aus dem Gleichgewichte bringt.

Dieser Hut befindet sich auf dem Kopfe eines alten schwarzgekleideten, weißcravateten Männleins, welcher ein Exemplar der altmodischen, von der Erde fast verschwundenen Regenschirme an seine Brust drückt. Diese altväterischen Regendächer, in der Pariser Volkssprache »riflards« genannt, finden sich nur noch im Besitze von Antiquitätenfreunden, von Beamten mit sechshundert Franken und von pensionirten Logenschließerinnen.

Der alte Herr mit dem Regendach hält seinen Hut fest, runzelt die Stirn, wirft einen zornigen Seitenblick auf den neuen Passagier und sagt für sich:

»Eine schöne Nachbarschaft! Es ist ja, als ob Boreas auf diesen Wagen gestiegen wäre . . . Wenn mein Hut nicht recht fest gesessen hätte, würde er jetzt auf den Boulevards herumtanzen . . . Wenn man einen Blasbalg statt der Lunge hat, steigt man nicht auf einen Omnibus!«

II.

Ein Herr, der raucht.

Choublanc, der sich endlich niedergelassen hat, wendet sich an seinen kleinen Nachbar und sagt:

»Mein Herr, erlauben Sie mir jetzt, daß ich Ihnen für den Beistand danke, den Sie mir geleistet haben. Ich weiß nicht was aus mir geworden wäre, denn ich bin zum ersten Male auf dem Dach eines Omnibus nnd ich verlor fast die Besinnung, als sich der Wagen in Bewegung setzte ... geht es Ihnen auch so?«

Der alte Herr antwortet verdrießlich: »O nein, ich schnaube nicht wie ein Schmiedeblasebalg und krieche nicht auf allen Vieren zwischen den Füßen der Passagiere herum ... Wofür danken Sie mir? Ich habe Ihnen nichts geliehen, ich weiß nicht, was Sie meinen ...«

»Wenn Sie es nicht sind,« erwiedert Choublanc, indem er sich zu seinem andern Nachbar wendet, »so habe ich also diesem Herrn zu danken.«

Der andere Nachbar ist ein junger Mann von etwa sechsundzwanzig Jahren, ein Arbeiter mit Blouse und Mütze, aber mit offenem, treuherzigen, entschlossenen Gesicht.

Der Mann in der Blouse antwortet lächelnd: »Es war auch Zeit, Ihnen aufzuhelfen; wenn Sie Ihre Rutschpromenade länger fortgesetzt hätten, würden Sie Ihre Hosen sehr abgenutzt haben.«

»Das ist wahr; ich glaube sogar, daß ich an einem Nagel hängen geblieben bin ... Es ist wirklich eine närrische Idee, die Leute oben auf einen Omnibus zu schicken ... Aber wenn's regnet, hat man doch das Recht, sich in den Wagen zu setzen?«

»O nein ... Wenn der Wagen voll ist, müßte man sich ja auf die übrigen Passagiere setzen.«

»Das kümmert mich nicht ... Ich meine nur, daß man in einem Platzregen kein Obdach hat.«

»Für drei Sous kann man auch nicht verlangen, so bequem wie in einer Calesche zu sitzen.«

»Ich würde lieber sechs Sous bezahlen und im Wagen sitzen. Sie auch?«

»Nein, denn für mich sind drei Sous schon etwas, und ich finde, daß man vollkommen Recht hat, für Leute, welche es auf drei Sous ansehen müssen, Plätze einzurichten.«

»Dieser Herr hat die Vorsicht gehabt, einen Regenschirm mitzunehmen. Das ist sehr vernünftig; wenn ich geahnt hätte, daß ich auf einem Wagendach sitzen müßte, so würde ich auch einen Regenschirm mitgenommen haben ... Ei der tausend, was ist das? Wir werden doch nicht umgeworfen?«

»O nein, der Omnibus hält an, vermuthlich weil Jemand aussteigen will.«

»Aber um meinetwillen wollte man doch nicht anhalten, als ich noch nicht auf meinem Platz saß! Ich werde mich bei der Administration beklagen ... Ha! da geht's wieder weiter. Ich bekomme den Schwindel, wenn ich das Gewühl sehe und die Häuser, die an mir vorüberzufliegen scheinen.«

»Wenn Sie auf der Eisenbahn fahren, müssen Sie

noch mehr den Schwindel bekommen, denn die Gegenstände fliegen noch weit schneller an Ihnen vorüber.«

»Ja, es geht schneller; aber man hat ja das Recht, nicht hinauszuschauen . . . Und überdies habe ich ein anderes Mittel, dem Schwindel auszuweichen: ich fahre nie auf einer Eisenbahn.«

»Sie reisen also nie?«

»Ja, zuweilen, jetzt zum Beispiel komme ich von Troyes, aus der Heimat der wilden Schweinsköpfe, wie ich so eben dem Conducteur sagte; ich hätte auf der Eisenbahn fahren können, aber ich habe mich wohl gehütet! Mancher Passagier verliert einen Arm, ein Bein oder eine Nase. Ich weiß wohl, daß es nicht alle Tage vorkommt, aber ich hätte doch gerade einen Unglückstag treffen können, und ich gestehe, daß ich gern so lange als möglich meine geraden Glieder behalten möchte.«

»Wie sind Sie denn von Troyes nach Paris gekommen?«

»Zuerst hat mir ein Freund eine Carriole geliehen, mit welcher ich acht Stunden gemacht habe; dann miethete ich einen Esel, auf welchem ich vier Stunden zurücklegte; dann kam ich zu einem Freunde, der mir einen Einspänner lieh... und so bin ich recht gut nach Paris gekommen.«

»Wie lange Zeit haben Sie gebraucht?«

»Nur vier Tage.«

Diese Antwort erregt ein lautes Gelächter unter den Passagieren. Choublanc, welcher sich umsieht, um die durch seine Erzählung erheiterten Passagiere zu mustern, erhält eine große, sehr picant riechende Tabakswolke von echtem »Caporal« ins Gesicht. Der Raucher, welcher hinter ihm saß, sah sich in demselben Augenblicke um, denn er war be-

gierig, einen Mann zu sehen, welcher vier Tage braucht, um von Troyes nach Paris zu reisen.

Der Raucher, in dessen Munde ein sogenannter »Nasenwärmer« steckte, hat ein Gesicht, dessen Alter unmöglich zu bestimmen ist, weil die Züge unter einem buschigen Bart und langen Haaren, deren Unordnung keineswegs ein Resultat von Kunstbestrebungen ist, begraben sind. Wie kann man auch Gesichtszüge entziffern, die mit einem Wust von Haaren wie mit einer Maske bedeckt sind! Höchstens bemerkt man unter den buschigen Augenbraunen ein paar ziemlich große, aber tiefliegende, obschon sehr feurige schwarze Augen und eine bedeutende Adlernase mit ziemlich starker kupfriger Färbung.

Der Anzug des Mannes paßt sehr gut zu dem Nasenwärmer, den er im Munde hat. Er trägt eine mehr als künstlerische Nachlässigkeit zur Schau; sein weiter Raglan-Paletot hat viele Dienstjahre und einige fehlende Knöpfe; seine weiten grauen Beinkleider sind abgetragen, seine Stiefel nicht geputzt, sein grauer, breit geränderter Hut hat viele Beulen. Der Mann kann vielleicht fünfzig Jahre zählen, vielleicht hat er das vierzigste Jahr noch nicht erreicht; nur so viel ist gewiß, daß er keine Kleiderbürste besitzt.

»Ah diable! hier wird geraucht, ist es denn erlaubt?« sagt Choublanc, indem er sich die Augen reibt.

»Warum sollte man nicht rauchen,« sagte der Arbeibeiter, »man ist ja hier in der freien Luft, es belästigt Niemanden ...«

»Ausgenommen wenn man den Tabakrauch in die Augen bekommt!«

»Wenn ich Tabak bei mir hätte, würde ich mir schon eine Pfeife stopfen ... Haben Sie vielleicht welchen bei sich?«

»O ja, er steht Ihnen zu Diensten.«

Choublanc nimmt eine schöne Dose aus der Tasche und bietet dem Arbeiter eine Prise.

»Sie haben mich mißverstanden,« erwiedert dieser lächelnd; »ich wünschte Rauchtabak ...«

»Ich habe keinen andern, ich rauche nicht.«

»Und ich schnupfe nicht.«

»Und ich rauche und schnupfe,« sagte der Mann mit den zottigen Haaren; »wenn Sie mir erlauben wollen ...«

Zugleich kam eine lange magere Hand, welche mit der Mandelseife noch keine Bekanntschaft gemacht zu haben schien, aus dem weiten Paletot hervor und steckte zwei Finger in Choublanc's vergoldete Dose.

III.

Fatalitäten in einem Omnibus.

Der Herr, welcher auf allen Vieren das Omnibusdach bestiegen, fühlt sich nicht sehr geschmeichelt durch die Hand, welche in seine Dose greift; aber er ist sehr redselig und sein größtes Glück besteht im Plaudern; er ist daher in der Wahl seiner Zuhörer nicht sehr schwierig. Er grüßt höflich und reicht seine Dose sogar weiter.

Die redseligen Menschen sprechen unaufhörlich von sich

selbst, sie erzählen was sie gethan, gesprochen, gedacht haben, was sie bei dieser oder jener Gelegenheit zu thun willens sind. Wenn der Erzähler ein fader Schwätzer ist, wie Choublanc, so muß der Zuhörer einen ungemeinen Genuß haben. Der Schwätzer spricht unaufhörlich von sich selbst, und wenn sein Zuhörer auch ein Schriftsteller, ein Künstler, ein talentvoller, geistreicher, sogar genialer Mann ist. Solche unausstehliche Schwätzer findet man leider überall. Der Fehler ist sehr allgemein, denn die, welche damit behaftet sind, haben keine Ahnung davon, da der Gegenstand, welchen sie behandeln, sie außerordentlich interessirt und da sie in der Welt nichts Anziehenderes kennen als ihre Person, so glauben sie, daß man ihnen sehr gern zuhöre. Wenn man den Versuch macht, ein Wort einfließen zu lassen und auch etwas zu sagen, so findet man kein Gehör, der Schwätzer gibt keine Antwort und fällt dem Andern beständig in die Rede.

Warum ist dieser unausstehliche Fehler, diese Manie allgemein geworden? Warum können viele Menschen, welche sonst nicht dumm sind, gar nicht begreifen, daß sie auf den Zuhörer denselben Eindruck machen, wie ein sonst recht guter Speisewirth, welcher einen Gast immer mit einem einzigen Gericht bedient? Wenn dieses auch wirklich schmackhaft und gut zubereitet ist, so wird man desselben doch überdrüssig und geht nicht wieder an den Ort, wo man nur die einzige Speise bekommt.

Talleyrand sagte, die größte Höflichkeit bestehe darin, daß man Andern zuzuhören wisse. Man muß in der That sehr höflich seyn, um einem langweiligen Schwätzer geduldig zuzuhören. Wer hingegen unaufhörlich von sich selbst spricht und Andere nur von seinen Angelegenheiten unterhal-

ten will, gibt einen Mangel an Tact und zumal an Bildung zu erkennen.

Ich habe versucht, zwei junge Leute, mit denen ich sehr vertraut war, von diesem Fehler zu heilen, und da sie Beide viel natürlichen Verstand haben, so hoffte ich, sie würden einsehen, daß ich es gut mit ihnen meinte.

Zu dem Einen, welcher ein Maler ist, sagte ich ganz aufrichtig: »Können Sie denn nie von andern Dingen als von sich selbst reden? Ich habe Sie sehr lieb, ich kenne Sie durch und durch, und weiß im voraus Alles, was Sie mir zu sagen haben. Es wäre weit unterhaltender für mich, wenn wir einen neuen Gegenstand auf's Tapet brächten.«

Der junge Maler sah mich erstaunt an, als ob er mich nicht verstände. Er begann zu schmollen, und sprach den ganzen Tag kein Wort mehr, er schien zu denken: »Wenn Sie nichts mehr von mir hören wollen, was in aller Welt soll ich denn sprechen?«

Dem Andern, der Schriftsteller ist und beständig von seinen Planen und Entwürfen spricht, fiel ich eines Tages ins Wort und ließ mich durch sein beständiges Geschwätz nicht im mindesten irre machen, so daß wir einige Minuten zugleich sprachen.

Endlich schwieg der junge Schriftsteller und sah mich ganz verwundert an, als ob er gar nicht begriffe, wie man müde werden könne ihm zuzuhören. Seit jener Zeit sprach er gar nicht mehr mit mir.

Beide sind eben so redselig geblieben, wie sie vorher waren.

Choublanc wollte seine Dose wieder in die Tasche stecken, als der Raucher erfreut ausrief:

»O! Sie haben eine prächtige Dose und einen vortrefflichen Tabak!«

»Nicht wahr, er ist gut? ... Es ist belgischer.«

»Das ist mir gleich, ob es belgischer oder holländischer ist, ich sehe nur auf die Qualität. Ich bin ein Kosmopolit, ich habe für kein Land eine besondere Vorliebe; ich halte mich an die besten Producte eines jeden Landes, und was die Bewohner sagen oder denken, gilt mir gleich. Ich habe viele Reisen gemacht und es würde mir zu viel Zeit gekostet haben, wenn ich die Gebräuche oder Moden jedes Landes, wo ich gelebt habe, hätte annehmen sollen.«

»So! Sie haben viele Reisen gemacht? Ich auch ... Nemlich in Büchern. Ich habe die Reisen des Capitän Cook gelesen; ich habe Arago's Reisen um die Welt beinahe auswendig gelernt ... Es ist sehr interessant ...«

»Das nennen Sie reisen? Das hat Sie gewiß nicht ermüdet ... Darf ich noch um eine Prise von dem vortrefflichen Tabak bitten?«

»Mit Vergnügen. Ich finde, daß das Schnupfen eine Zerstreuung ist; finden Sie das nicht auch?«

»Ja, ich bin ganz Ihrer Meinung ... Die Dose ist wirklich sehr hübsch gearbeitet. Wollen Sie mir erlauben, dieses Meisterstück genauer zu betrachten?«

»Sehr gern.«

Choublanc reicht seine Dose dem hinter ihm sitzenden Nachbar. Dieser nimmt sie, betrachtet sie sehr lange, bietet allen seinen Nachbarn eine Prise, endlich entschließt er sich, sie ihrem Eigenthümer wieder zurückzugeben. Choublanc steckt sie in die Tasche und wendet sich dabei zu dem Arbeiter, welcher den Tabakfreund schon eine Zeitlang aufmerksam an-

gesehen habe, als ob er sich zu entsinnen suchte, wo er das bärtige Gesicht schon gesehen.

»Ich weiß nicht recht,« sagt Choublanc, »ob dieser Wagen mich zu dem Orte führt, wo ich Geschäfte habe ...«

»Wohin wollen Sie denn?«

»In die Rue de Chartres, wo das Vaudeville-Theater ist.«

»Es gibt keine Rue de Chartres mehr; die Straße ist abgebrochen, um den neuen Gebäuden der Rue de Rivoli Platz zu machen.«

IV.

Verschwundene Straßen.

»Also es gibt keine Rue de Chartres mehr! ... Zum Glück kenne ich Jemanden in der Rue Froidmanteau, dort kann ich erfahren, wo die ausgezogenen Leute wohnen.«

»Sie werden keine Rue Froidmanteau finden,« sagte der Arbeiter lächelnd.

»Nicht finden! O das ist sehr leicht ... Sie beginnt am Palais Royal ... In der Mitte der Straße speiste man sogar für zweiunddreißig Sous nicht übel ... Ich habe dort mit Freunden gespeist, die mich bewirtheten ... Man konnte so viel Brot essen wie man wollte; aber es war hart und man aß wenig.«

»Es gibt keine Rue Froidmantean mehr, sie ist abgebrochen worden, um der Rue de Rivoli Platz zu machen.«

»Nicht möglich! Das thut mir leid! Es war eine enge,

immer dunkle und kothige Gasse, man konnte sogar im Sommer nicht gehen, ohne sich mit Koth zu bespritzen ...«

»Warum thut es Ihnen denn leid?«

»Weil ich mich nicht mehr orientiren kann, wenn man ganz Paris umgearbeitet hat. Ich bin seit achtzehn Jahren nicht hier gewesen, Sie können daher leicht denken, daß ich mich nicht mehr zurechtfinden werde ... Nun, ich gehe in die Rue du Coq, wo ich auch einen Bekannten habe; dort hoffe ich ...«

Der Arbeiter brach in ein lautes Gelächter aus. Choublanc unterbricht sich, um nach der Ursache dieser Heiterkeit zu fragen.

»Sie haben wahrhaftig Unglück, mein lieber Herr: alle Straßen, wo Sie zu thun haben, sind verschwunden, die Rue du Coq ebenfalls ... Alles hat der Rue de Rivoli Platz gemacht.«

»Immer die Rue de Rivoli! hat sie denn Alles verschlungen? Paris muß ja um das Doppelte an Größe zugenommen haben!«

»Das ist nicht wahr!« sagte das Männlein mit der weißen Cravate. »Es gibt Einfaltspinsel, die unaufhörlich sagen, Paris werde alle Tage größer; aber so lange man die Barrieren nicht hinausrückt, wird Paris um keinen Zoll größer. Man kann wohl sagen, daß die Anzahl der Häuser zunimmt, daß man ganze Straßen, ganze Stadttheile an die Stelle von Sümpfen und Einöden baut, daß die öffentlichen Gärten verschwunden sind ...«

»Mich dünkt aber,« entgegnete Choublanc, »daß die Zunahme der Häuserzahl mit einer Vergrößerung der Stadt gleichbedeutend ist, denn ...«

»Nein, nein, die Stadt hat noch immer denselben Umfang ... etwas mehr als sieben Lieues ... und man hat von der Thronbarriere bis zur Sternbarriere keine zwei Schritte weiter.«

»Sie scheinen keine Zeitungen zu lesen und mit den Zeitverhältnissen nicht bekannt zu seyn,« sagte einer der Passagiere; »Sie würden sonst wissen, daß man die Barrieren hinausgerückt hat, denn Passy und Boulogne gehören jetzt zu Paris.«

Der alte Herr runzelte die Stirn und erwiederte:

»Das sind nur Gerüchte, die man verbreitet, um die Miethzinse an diesen Orten in die Höhe zu treiben.«

Dann stützte er den Kopf auf die Hand, welche den Regenschirm hielt, und gab keine Antwort mehr.

»Ach, mein Gott!« sagte Choublanc, »das bringt mich in eine schreckliche Verlegenheit ... Sagen Sie mir doch, mein lieber Herr, ist denn das Thor Saint-Denis auch in der Rue de Rivoli aufgegangen?«

Ein allgemeines Gelächter folgte dieser Frage.

»Beruhigen Sie sich,« sagte der Arbeiter, »das Thor Saint-Denis steht noch auf dem alten Fleck ... Sie sind ja so eben vorübergefahren.«

»Hier oben auf dem Wagendache erkenne ich nichts,« erwiederte Choublanc. »Das Gewimmel und Getümmel betäubt mich; es ist mir, als ob ich einen Walzer tanzte ... Wie kommt man denn wieder hinunter?«

»Man steigt hinunter, wie man heraufgestiegen ist.«

»Ich weiß gar nicht, wie ich heraufgekommen bin. Der Conducteur hat mich geschoben, gestoßen, sonst wäre ich noch unten.«

Ein lautes Geschrei, welches aus dem Innern des Omnibus kommt, erregt die Aufmerksamkeit der Passagiere auf dem Dache; man hört Weiberstimmen, die um Hilfe rufen und den Conducteur beschwören anzuhalten.

Der Omnibus hält an.

»Es geht etwas Außerordentliches unter uns vor!« sagt Choublanc mit zitternder Stimme; »sollte der Omnibus in Brand gerathen seyn? Oder wird er vielleicht abgebrochen, um als Baumaterial bei der Rue de Rivoli verwendet zu werden?«

Der Arbeiter, welcher um Hilfe rufen hörte, stieg schnell die Hälfte der Stufen hinab und blieb vor der Wagenthür stehen. Einige Damen steigen hastig und bestürzt aus, schütteln ihre Kleider und betrachten sich von oben bis unten, als ob sie Flöhe suchten.

»Was ist denn geschehen? Was fehlt den Damen? Warum steigen sie so hastig aus?« fragte der junge Arbeiter den Conducteur.

Dieser, welcher eben erfahren hat, was im Innern seines Wagens vorgefallen ist, überhäuft einen dicken Mann mit einem Leinwandkittel und einem großen Strohhut, welcher mit dem Aufsammeln kleiner, schwer zu erkennender Gegenstände beschäftigt ist, mit heftigen Vorwürfen. »Mein Herr,« sagt der Conducteur, »Sie müssen wissen, daß man nicht in einen Omnibus steigen darf, wenn man so etwas bei sich führt!«

»Was faselt der Conducteur?« murrte der dicke Mann.

»Warum soll man nicht einsteigen, wenn man einen Sack trägt? Man steigt noch mit ganz andern Dingen ein;

es gibt Leute, die einen Omnibus zum Ausziehen benutzen . . .«

»Wir weisen Niemanden zurück, der saubere Gegenstände mitbringt und seine Nachbarn nicht belästigt.«

»Ich danke schön; unlängst saß ich neben einem Frauenzimmer, welches ein Fäßchen mit Häringen . . .«

»Die Häringe können nicht davonlaufen und an den Leuten hinaufklettern.«

»Ist es denn meine Schuld, daß mein Sack zerriß?... Wir waren zu eilig; die dicke Dame, welche so laut schrie, saß mir beinahe auf dem Schooße, sie wird mir meinen Sack mit Regenwürmern zerdrückt haben. Die Thierchen benutzten ihre Freiheit und krochen rechts und links. Ich frage Sie noch einmal, ist das meine Schuld? . . . Alle die Zierpuppen, die im Wagen saßen, haben ein Zetergeschrei erhoben, weil ihnen die Regenwürmer an den Knien hinaufkrochen . . . Es ist ja ein nothwendiger Artikel für jeden Angler, ein Leckerbissen für die Fische . . . und sie würden die Dämchen gewiß nicht gefressen haben. Sehen Sie nur, die Dame dort ist sitzen geblieben, sie fürchtet sich nicht . . . vor einem solchen Frauenzimmer kann man noch Achtung haben!«

Die Person, welcher der Angler dieses Compliment macht, ist eine Frau von kolossalem Umfange, mit einem Kattunkleide und einer vormals weiß gewesenen Schürze, welche aber verschiedene Farben angenommen hat.

Die dicke Frau, welche bedeutend mit Koth beschmutzt ist und deren schwielige Hände etwa von gleicher Farbe sind wie ihre Schürze, zeigt zwei oder drei vereinzelte Zähne und antwortet:

»Warum sollte ich denn die Würmer fürchten? Sie sind gar nicht übel und schmecken im alten Käse sehr gut. Wenn ich Käse kaufe, sage ich zu dem Greisler. »Wenn Ihr Käse nicht ganz allein geht, so will ich ihn nicht!«

»Sie haben vollkommen Recht, Sie wissen schon was gut schmeckt!«

Der junge Arbeiter, welcher nun über die im Innern des Wagens vorgefallene Störung beruhigt ist, steigt wieder auf seinen Platz und erzählt den Passagieren auf dem Dache die Ursache des Zetergeschreies.

»Es ist nicht das erste Mal,« sagt der langhaarige Mann mit der Pfeife, »daß sich Vorfälle dieser Art in einem Omnibus ereignen. Ich habe einmal eine ähnliche Geschichte erlebt; aber statt der Regenwürmer waren es Schnecken, die ein Passagier in einem zugedeckten Korbe bei sich hatte und die ein Mittel fanden herauszukriechen; sie krochen im ganzen Wagen umher, und mehre Damen schrien laut auf, weil die kecken Thiere ihnen unter die Röcke gekrochen und durchaus nicht fortzubringen waren. Dies gab Anlaß zu sehr komischen Auftritten. Die Schnecken sind keineswegs schädliche Thiere, im Gegentheil sie sollen sehr schmackhaft und nährend seyn; aber es ist unangenehm, eine Schnecke im Wagen zu erdrücken. Dieses Abenteuer ist die Ursache, daß ich mich nie mehr in den Wagen, sondern auf das Dach setze. Man mag immerhin ein Philosoph seyn, aber auf Schnecken sitzt man doch nicht gern.«

Bald darauf hielt der Wagen an; er war auf der Station des Boulevard de la Madeleine angekommen.

Alle Passagiere stiegen aus. Choublanc war der Letzte,

der auf dem Omnibus zurückblieb; er sah sich nach allen Seiten um, endlich entschloß er sich den Versuch zu wagen, und mit Hilfe des Conducteurs gelangte er ohne Unfall wieder auf den Erdboden.

V.

Straßengespräch.

Choublanc athmete tief auf, als er wieder festen Boden unter den Füßen hatte. Er sah sich nach seinen Reisegefährten um; aber sie waren alle fort, mit Ausnahme des Rauchers, welcher seine Pfeife ausklopfte und in die Tasche steckte, dann sich an einen Baum stellte und den Unbekannten, der ihm eine Prise gegeben, von weitem musterte.

»Da bin ich wieder auf festem Boden,« sagte Choublanc zu sich selbst; »es ist schon sehr gut, aber noch nicht Alles; es kommt jetzt darauf an, daß ich meine Leute finde, die ich aufsuchen wollte . . . Nach den Erzählungen der Passagiere müssen jetzt fast alle Leute in der Rue de Rivoli wohnen, ich muß also zuerst diese Straße aufsuchen. Ich glaube daß ich sie kenne. Das letzte Mal, als ich in Paris war, es mögen jetzt achtzehn Jahre seyn, ging ich in die Oper zu »Robert dem Teufel,« und wenn ich nicht irre, bin ich durch die Rivolistraße gekommen . . . Ich will mich doch orientiren.«

Um besser zu sehen, will Choublanc eine Prise nehmen; er sucht in allen Taschen, aber die schöne vergoldete Dose findet sich nicht.

»Ach, mein Gott! Ich habe meine Dose verloren!... Sollte man sie mir gestohlen haben?« sagt Choublanc in seinem Schrecken.

»Ich habe sie gewiß auf dem Wagendach gelassen. Zum Glück ist der Omnibus noch da . . .«

Er eilt auf den Stationsplatz, um seine Dose zu reclamiren. Der Conducteur steigt sogleich auf das Dach, aber die Dose findet sich nicht.

»Sie haben sie vermuthlich fallen lassen,« sagte man zu ihm; »sie wird auf dem Wege verloren gegangen seyn, wenn sie nicht ein zu aufmerksamer Nachbar aufgenommen hat. Wir bürgen für unsere Leute, aber nicht für die Passagiere.«

Choublanc muß sich zufrieden geben, er geht fort und sagt zu sich: »Ein schlechter Anfang, der mir nichts Gutes verspricht!«

Unterdessen hatte sich der Mann mit dem großen grauen Hute entfernt, als ob er geahnt hätte was vorging.

Choublanc läßt sich den Weg zu der Rivolistraße zeigen, und als er dieselbe beinahe erreicht, fühlt er eine Hand auf seiner Schulter, sieht sich um und erkennt seinen Omnibusnachbar, dem er eine Prise gegeben hat. Der Bärtige sagt mit dem freundlichsten Lächeln:

»Wahrhaftig, ich glaube, es ist der Herr, mit welchem ich auf dem Omnibusdach einen doppelten Adler gemacht habe! Es freut mich, Sie wieder zu sehen. Mich dünkt, Sie haben Geschäfte in den Straßen, die nicht mehr existiren . . . wenn ich Ihnen mit etwas dienen kann . . . ich habe Zeit, ich gehe gern spaziren, und es würde mir Vergnügen machen, Sie ins Schlepptau zu nehmen.«



»Sie sind sehr gütig,« antwortete Choublanc mit einigem Mißtrauen, denn er erinnerte sich, daß er dem dienstfertigen Unbekannten eine kleine Weile seine Dose geliehen hatte und die genauere Beobachtung der verwilderten Persönlichkeit des letztern sprach keineswegs zu seinen Gunsten.

Der Bärtige, welcher die Gedanken des Fremden zu errathen schien, erwiederte sogleich:

»Vor allem, mein Verehrtester, ersuche ich Sie um eine Prise von dem köstlichen Tabak, mit welchem Sie mich auf dem Omnibus regalirten.«

»Mein Argwohn war sehr ungerecht,« dachte der Mann aus der Heimat der Leberwürste und Schweinsköpfe; »denn dieser Mann würde mich jetzt nicht um eine Prise bitten, wenn er mir meine Dose gestohlen hätte . . . Das ist so klar wie zweimal zwei vier... Mein lieber Herr,« antwortete er, »ich würde Ihnen mit Vergnügen eine Prise bieten, wenn ich nur meine Dose hätte.«

»Wie! die wunderhübsche Dose, die ich so eben noch bewunderte . . .«

»Ich habe sie nicht mehr, sie ist verschwunden. Seitdem ich vom Wagen gestiegen bin, suche ich sie vergebens . . , Ich habe sie verloren oder sie ist mir gestohlen.«

»Wahrscheinlich ist sie Ihnen gestohlen, ich möchte darauf wetten: es gibt in Paris so gewandte Gauner . . . Aufrichtig gesagt, ich habe Argwohn auf den kleinen Mann mit der weißen Cravate . . . Leuten mit weißen Cravaten ist nie zu trauen.«

»Wirklich! ist das etwa die Uniform der Diebe?«

»Das will ich gerade nicht sagen; aber viele Leute tragen weiße Cravaten, um Vertrauen einzuflößen. Die Men-

schen sind ja so einfältig, sie lassen sich immer durch den Schein täuschen; wenn man einen elegant gekleideten Mann mit weißen Handschuhen sieht, so denkt man: der hat Geld, folglich ist er kein Dieb . . . und es ist gerade einer! deshalb trage ich keine Handschuhe mehr.«

»Diable! ich trage eine weiße Cravate . . . wenn man mich auch für einen Dieb hielte . . .«

»O nein, man sieht es Ihnen auf den ersten Blick an, daß Sie nicht von Paris sind.«

VI.

Choublanc ist sehr unvorsichtig.

»Mein Gott! welch eine prächtige Straße! wo bin ich denn?«

»Immer in der Rivolistraße. Sie sind noch lange nicht am Ende. Die Straße ist jetzt sehr lang . . . Wo wollen Sie denn hin?«

»Ich wollte zu meinem Freunde Cornouillet. Als er mich das letzte Mal in Troyes besuchte, mußte ich ihm versprechen, bei ihm zu wohnen, wenn ich nach Paris kommen würde.«

»Wo wohnt denn Ihr Freund?«

»Mein Gott! in der Rue des Chartres, ganz nahe am Vaudevilletheater.«

»Aber da die ganze Straße abgebrochen ist, so muß Ihr Freund ausgezogen seyn.«

»Das ist wahr. Er hätte mir seine neue Adresse schicken sollen . . .«

»Wahrscheinlich macht es Ihr Freund Cornouillet wie viele Leute, welche immer ihre Dienste anbieten, aber nirgends zu finden sind, wenn man sie braucht.«

»O nein, Cornouillet macht es nicht so, er würde sich sehr freuen, mich zu sehen.«

»Sie zu sehen . . . Ja, in Ihrem Hause, aber in seinem Hause, das ist vielleicht etwas Anderes. Es gibt sehr viele Leute, welche bei Andern sehr lustig sind und sich's wohl schmecken lassen, und bei denen man sehr schlecht speist, wenn man das Unglück hat bei ihnen eingeladen zu seyn . . . Haben Sie denn sonst keine Bekannte in Paris?«

»O ja, ich kenne Madame Renard und ihre Tochter, sehr liebenswürdige Damen, die nie verheirathet waren.«

»Wie! auch die Mutter nicht?«

»Ja doch, die Mutter ist Witwe, sie muß Witwe seyn; sie handelte mit Schinken und Pöckelfleisch. Nachdem sie sich eine hübsche Rente erworben, ging sie mit ihrer Tochter nach Paris. Sie war einmal sehr hübsch und hat sich vortrefflich conservirt.«

»Das wundert mich nicht, wenn sie mit Pöckelfleisch handelte.«

»Beim Abschied sagte sie zu mir: »Wenn Sie einmal bei uns vorbeigehen, so kommen Sie herauf und sagen Sie uns guten Tag.«

»Die Einladung ist etwas unbestimmt, die Damen gingen ja nach Paris und Sie blieben in Troyes . . . Sie können nicht vorbeigehen, wenn Sie ihnen nicht einen Besuch machen. Wo wohnen denn die Damen Renard?«

»In der Rue Froidmanteau Nr. 11 oder 13.«

»Die müssen auch ausgezogen seyn, weil die Straße nicht mehr existirt . . . Haben Sie sonst noch Bekannte?«

»Ja, bei unserem Notar war ein Schreiber, Namens Pierotin . . . ein witziger Kopf, der mich immer foppte . . . aber da ich nie böse werde, so waren wir sehr gute Freunde. Als er unsere Stadt verließ, sagte er: Wenn Sie nach Paris kommen, besuchen Sie mich, ich werde Ihr Cicerone seyn, ich werde Ihnen das Meer zeigen . . .«

»Wie! er wollte Ihnen in Paris das Meer zeigen?«

»Ich weiß nicht was für ein Meer er meinte, aber ich weiß, daß er es gesagt hat. Ich behielt mir vor, ihn um eine Erklärung zu bitten, wenn ich ihn in der Rue du Coq besuchen würde, aber da es keine Rue du Coq mehr gibt, so muß ich auch auf diesen Wunsch verzichten.«

»Kennen Sie denn Niemand in anderen Stadttheilen? denn die ganze Stadt ist nicht niedergerissen.«

»Nein, ich erinnere mich nicht . . . Doch ja! Ich kenne Jemanden, der, wenn ich nicht irre, auf dem Boulevard Beaumarchais wohnt. Man sagt, daß dort auch sehr hübsche neue Häuser gebaut werden, und ich vermuthe, daß die Person, die ich suche, in einem dieser neugebauten Häuser wohnt.«

»Dann werden Sie nicht vergebens suchen.«

»Glauben Sie wirklich, daß ich sie finden werde?«

»Aber Sie scheinen sich nicht sehr zu beeilen. Es ist vielleicht eine entfernte Bekanntschaft oder eine Person, der Sie Geld schuldig sind?«

Choublanc warf sich in die Brust und erwiederte mit einiger Grobheit:

»Ich bin Niemanden Geld schuldig, ich mache nie Schulden . . . ich habe nie nöthig gehabt, Geld zu leihen!«

»Wenn Sie nie nöthig hatten, Geld zu leihen, so wundert es mich gar nicht, daß Sie keine Schulden haben. Sie sind also sehr reich?«

»Ich bin nicht sehr reich, ich habe zu leben und habe nie mehr ausgegeben, als ich eingenommen . . .«

»Es gibt Leute, die nicht so verständig sind. Ich zum Beispiel, wie Sie mich hier sehen, habe zwanzigtausend Francs Renten gehabt und besitze keinen Sou mehr.«

»Dann haben Sie wohl Unglück gehabt?«

»Nein, ich habe Alles was ich besaß, durch die Kehle gejagt, ich habe sogar das Doppelte verzehrt . . . ich habe immer viel Appetit gehabt, und würde Millionen verzehrt haben.«

»Diable! Da haben Sie einen famösen Magen!«

»Um wieder auf die Person am Boulevard Beaumarchais zu kommen, welche Sie vielleicht nur wenig kennen.«

»Entschuldigen Sie, ich kenne die Person sehr gut; aber ich möchte die Person nicht ersuchen mich zu beherbergen, denn ich glaube, sie würde es mir abschlagen.«

»Dann ist's also kein Freund?«

»Sie würden sich sehr wundern, wenn ich Ihnen sagte, wer es ist.«

»Es steht Ihnen frei, mich in Verwunderung zu setzen.«

»Sie würden es sehr komisch finden . . .«

»Ich bin ein großer Freund von komischen Situationen.«

»Nun, so hören Sie: Diese Person ... ist meine Frau!«

»Ihre Frau! ... Und Sie getrauen sich nicht bei ihr einzukehren? Das ist stark! ... Sie sind also geschieden?«

»Ach ja, schon lange ... Es ist eine lange Geschichte, die ich Ihnen erzählen würde, wenn ich nicht fürchtete, Sie zu langweilen.«

»Sie sind durchaus nicht fähig mich zu langweilen, im Gegentheil, Sie unterhalten mich sehr; die falsche Stellung, in welcher Sie sich bei Ihrer Ankunft in Paris befinden, interessirt mich ungemein. Es freut mich unendlich, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben.«

»Sie sind sehr gütig. Da es Ihnen Vergnügen macht, so will ich Ihnen die Geschichte meines Ehestandes erzählen ...«

»Sehr gut ... Aber mich dünkt, wir könnten in ein Gasthaus gehen und eine Kleinigkeit nehmen; Sie können dann besser erzählen und ich kann besser zuhören.«

»Sie haben Recht. Es ist auch sehr heiß und ich nehme gern eine Erfrischung ... Wenn Sie auch etwas nehmen wollen ...«

»Mit vielem Vergnügen ... Sehen Sie, dort ist ein Café-Restaurant, wir haben nicht weit zu gehen.«

Der Mann mit dem grauen Hute führt Choublanc in ein sehr schönes Café-Restaurant.

VII.

Neue Art, die Aufmerksamkeit eines jungen Mädchens zu erregen.

Choublanc bewundert die Spiegel, die Vergoldungen und Malereien des Gasthauses. Sein Begleiter sieht sich nicht um; er wählt sogleich einen Tisch in einem Winkel und setzt sich.

»Hier können wir ungestört plaudern,« sagt er.

Choublanc nimmt ihm gegenüber Platz und sagt mit Bewunderung:

»Wie elegant die Kaffehhäuser in Paris werden, es ist wirklich prächtig hier.«

»Dies ist noch nichts, ich werde Ihnen ganz andere Dinge zeigen.«

»Sie müssen wissen, daß meine Frau . . . «

»Erlauben Sie, da ist der Kellner.«

»Ja richtig . . . ich werde Bier trinken, das erfrischt und Sie?«

»Kellner, bringen Sie mir ein Beefsteak mit Kartoffeln; aber recht blutig!«

Choublanc wundert sich, daß sein Begleiter zur Erfrischung ein Beefsteak bestellt.

»Kann man denn hier Beefsteak haben?« fragt er erstaunt.

»Mein lieber Herr, Sie müssen wissen, daß man jetzt zu Paris in jedem Café speisen kann, wann man will. Das Wort Café bedeutet jetzt Restaurant.«

»Aber ich glaubte, man hätte auf das Schild setzen müssen: Kaltes und warmes Frühstück.«

»Das ist jetzt ganz überflüssig.«

»Ich möchte auch ein Beefsteak essen.«

»Daran thun Sie sehr wohl, es ist gesünder als Bier. Man verkauft jetzt in Paris so viele Sorten Bier, daß man nie recht weiß was man trinkt, und oft bekommt man eine schreckliche Kolik davon.«

»Wirklich! dann will ich kein Bier trinken . . . Kellner, bringen Sie mir auch ein Beefsteak!«

»Und eine Flasche Bordeaux!« setzte der Cicerone hinzu.

»Es ist wahr,« fährt Choublanc fort, indem er seinen Hut aufhängt, »ich habe diesen Morgen bei meiner Ankunft in Paris nur Milchkaffeh genommen.«

»Milchkaffeh! das ist ja kein Frühstück! Sie wollen frühstücken, und verlangen Bier . . . Das ist ein großer Fehler!«

»Ich glaubte, daß ich bei Cornouillet frühstücken würde . . .«

»Aber Sie wissen ihn nicht mehr zu finden . . .«

»Ich dachte auch: man wird mir bei den Damen Renard etwas vorsetzen . . . Und dann hoffte ich auch, daß der närrische Kauz Pierrotin mich zum Speisen einladen würde.«

»Ich verstehe, Sie wollten in Paris schmarotzen . . . doch da kommen die Beefsteaks . . . Kellner, bringen Sie mir auch noch geröstete Nieren.«

Choublanc findet, daß sein Begleiter eine sonderbare Art sich zu erfrischen hat, aber das Beispiel verführt ihn und er entschließt sich, ebenfalls geröstete Nieren zu bestellen.

»Dabei will ich's aber bewenden lassen,« denkt er, »ich will's nicht machen wie dieser Herr, der mir schon gesagt hat daß er Millionen durch die Kehle jagen würde.«

»Erlauben Sie mir, mein lieber Herr, daß ich Ihnen Bordeaux einschenke und auf Ihre Gesundheit trinke. Es freuet mich unendlich, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben ... Aber ich weiß Ihren werthen Namen noch nicht.«

»Choublanc. Babilas Paterne Choublanc.«

»So! Sie heißen Choublanc? mich dünkt, daß dieser Name mir nicht unbekannt ist und daß ich ihn nicht zum erstenmale höre ... Machen Sie auch in Pöckelfleisch?«

»Nein, ich habe nie ein Geschäft getrieben, ich fühlte keinen Beruf dazu. Meine Neigung hatte sich ausschließlich dem schönen Geschlecht und den Tulpen zugewendet ...«

»So, Sie sind ein Liebhaber ...«

»Ja, und deshalb habe ich mich verheirathet und habe einen Garten angelegt ... aber es kostet viel Geld ...«

»Die Weiber ... O ja!«

»Nein, die Tulpen ... ich war ganz vernarrt ...«

»In Ihre Tulpen?«

»Nein, in meine Frau ... Ich hatte den mittleren Gang in meinem Garten damit eingefaßt ...«

»Mit Frauenzimmern?«

»Nein, mit Tulpen. Ich glaubte, Sie würde mir dankbar dafür seyn ...«

»Ihre Tulpen?«

»Nein, meine Frau.«

»Ei der tausend! Herr Choublanc, sprechen Sie von Ihren Tulpen oder von Ihrer Frau? Entschließen Sie sich, denn ich verstehe Sie gar nicht!«

»Ich will von meiner Frau sprechen.«

»Sie seufzen ja, lieber Herr Choublanc! Madame scheint Sie nicht sehr glücklich gemacht zu haben ... Trinken Sie doch, Sie werden dann wieder heiter.«

»Ich habe schon getrunken.«

»Thut nichts, trinken Sie noch mehr.«

»Ich fürchte einen Rausch zu bekommen.«

»Von Bordeaux bekommt man keinen Rausch. Es ist ein leichter Wein, der den Kranken verordnet wird; je mehr Sie trinken, desto leichter wird Ihnen.«

»Wirklich?«

»Versuchen Sie es nnr ... Ach! da kommen unsere gerösteten Nieren! Wie appetitlich sie duften ... Kellner, bringen Sie uns noch ein Stück Gänseleberpastete.«

»Wie! Sie wollen noch etwas essen?« sagte Choublanc erstaunt.

»Das versteht sich, ich werde es noch nicht dabei bewenden lassen ... Und Sie werden meinem Beispiel folgen.«

»Ich fürchte nur, daß ich mir den Magen verderbe.«

»Das sind Kindereien! ...«

»Nun, dieses Gabelfrühstück kann zugleich mein Diner seyn ... Kellner, ich esse auch ein Stück Pastete.

»O Sie werden schon flott werden ... Aber Sie brauchen einen Lootsen, einen Führer. Es ist gut, daß Sie mich gefunden haben, Sie würden sonst in Paris verhungern!

Die Nieren machen Durst . . . Kellner, noch eine Flasche Bordeaux, aber er muß besser seyn . . .«

»Ich finde diesen sehr gut.«

»Lieber Herr Choublanc, Sie sind nicht gewohnt, wie ich, die edelsten Weine Frankreichs zu trinken.«

»Das ist wahr, ich habe mich an unsern Landwein gehalten . . . Aber darf ich um Ihren Namen bitten?«

»Allerdings, das dürfen Sie, ich heiße Ernest.«

»Ernest! . . . und wie noch?«

»Wie noch? Ich heiße Ernest, mich dünkt doch daß Ein Name für eine Person genug ist.«

»Entschuldigen Sie, Ernest ist oft nur ein Taufname . . .«

»Nehmen Sie ihn für einen Taufnamen oder Familiennamen, das ist mir gleich.«

»Nun, dann hören Sie mir zu, lieber Herr Ernest, ich will Ihnen die Geschichte meines Ehestandes erzählen.«

»Ich bin ganz Ohr . . . Aber vorher müssen wir noch eins trinken.«

»Ich fürchte nur einen Rausch.«

»Ich versichere Sie nochmals, daß es unmöglich ist.«

»Ich verlasse mich auf Sie und fange an.«

VIII.

Choublanc's Liebesabenteuer.

»Ich war dreißig Jahre alt, als ich Leonore lieb gewann, denn sie hieß Leonore . . .«

»Ich habe wohl ein Dutzend Leonoren gekannt. Doch das thut nichts zur Sache, fahren Sie fort.«

»Es war ein schönes Mädchen . . . schöner Wuchs, anmuthige Haltung, schwärmerische und zugleich feurige blaue Augen und eine Nase . . . ich weiß nicht ob es eine römische oder eine griechische Nase war, aber es war wirklich eine schöne Nase. Kurz, Leonore besaß alle Eigenschaften um zu gefallen.«

»Ein Frauenzimmer scheint uns immer hübsch, wenn sie uns gefällt.«

»Aber sie war wirklich schön.«

»Ich habe nichts dagegen einzuwenden.«

»Ich machte ihre Bekanntschaft auf dem Jahrmarkte zu Bar an der Seine; es gab eine Menge Lustbarkeiten, wie bei allen ländlichen Festen . . . unter andern eine hohe Kletterstange . . .«

»Ihre Leonore ist wohl hinaufgeklettert?«

»Gott bewahre! sie sah mit andern Damen zu, und ich

hörte wie sie sagte: Wenn ich ein Mann wäre, möchte ich wohl die Preise von der Spitze herunterholen. Diese Worte elektrisirten mich, ich dachte: Ich will hinaufklettern und den schönsten Preis herunterholen; ich werde dem schönen Fräulein auffallen ... Ich gehe kühn auf die Kletterstange zu, umspanne sie mit meinen Armen, klettere eine kleine Strecke hinauf, zerreiße meine Beinkleider ... und bekomme nichts als eine Wunde am Knie. Aber ich machte mir nichts daraus, sie hatte mich ja bemerkt.

»Ich lasse meine Hosen bei einer alten Bäuerin gegen gute Bezahlung ausbessern und gehe wieder auf den Markt. Ich finde meine Schöne wieder, sie betrachtete die Schaukel; ein Herr schaukelte sich mit ziemlicher Kühnheit. »Das lasse ich noch gelten,« sagte meine Unbekannte, »jener Herr dort hat Muth, er schwingt sich sehr hoch auf.« — »Ich werde mich noch höher aufschwingen!« sagte ich zu mir selbst. Als der Herr ausstieg, nahm ich seinen Platz ein und setzte die Schaukel kühn in Bewegung, aber mein Fuß glitt aus, ich fiel auf den Rasen und bekam eine dicke Beule an die Stirne.«

»Das ist nicht übel, Sie haben Glück gehabt ... Ah! da ist die Pastete! ... Ich glaube, eine Omelette mit Rum müßte nicht übel seyn, ich will eine bestellen. Sind Sie damit einverstanden, schätzbarster Herr Choublanc?«

»Was! noch eine Omelette mit Rum?«

»Es ist ein Leckerbissen.«

»Aber der Rum berauscht ...«

»Wir setzen noch eine Flasche Bordeaux darauf.«

»Mich dünkt, ich habe keinen Hunger mehr ...«

»Der Rum wird Ihnen Appetit machen.«

»Nun, dieses Gabelfrühstück kann zugleich ein Souper seyn. Lassen Sie nur die Omelette kommen.«

»Also eine Omelette für Zwei! Gehen Sie, Kellner ... und daß der Rum nicht gespart wird ... Auf Ihre Gesundheit, lieber Herr Choublanc!«

»Sie sollen leben, Herr ... wie heißen Sie doch?«

»Ernest.«

»Herr ... mein lieber Ernest.«

Choublanc begann schon einen Rausch zu bekommen, und mit etwas lahmer Zunge zu reden, obgleich sein neuer Freund versicherte, der Bordeauxwein berausche nie.

Die Herren beginnen von der Pastete zu essen und Choublanc fährt in seiner Erzählung fort:

»Die schöne Leonore hatte mich bemerkt, ich hatte gehört, daß sie sagte: »Der Herr dort hat kein Glück.« Sie begab sich mit ihrer Gesellschaft an einen Ort, wo ein Armbrustschießen gehalten wurde. Man mußte den kleinen Pfeil mitten ins Schwarze schießen, und dadurch wurde ein Pistolenschuß abgefeuert; einige junge Leute hatten ihr Glück schon versucht, aber keiner hatte ins Schwarze getroffen. — Sie soll mich auch hier bemerken, dachte ich. Ich will gut zielen und herzhaft losdrücken; man soll dieses Mal wahrlich nicht sagen, daß ich kein Glück habe! — Ich nahm die Armbrust, zielte sehr lange und drückte los ... Ich weiß nicht wie es kam, aber der Pfeil traf nicht die Scheibe, sondern den offenen Mund eines Bauern, der zusah und nach Art vieler Leute seine Aufmerksamkeit durch Aufreißen des Mundes zu erkennen gab.

»Sie können denken, daß der Bauer ein Zetergeschrei

erhob; er behauptete, mein Pfeil habe ihm die Zunge durchbohrt. Man mußte den Thierarzt des Ortes holen, um den Pfeil herauszuziehen. Die Geschichte kam mir theuer zu stehen. Der verwünschte Bauer schrie wie ein Esel und zeigte allen Leuten seine Zunge. Ich freute mich, daß ich ihn nicht ins Auge getroffen hatte, denn das würde mir noch mehr Geld gekostet haben.

»Ich hatte indeß mein Ziel erreicht ... wenn auch nicht das Ziel an der Scheibe, aber doch das andere, nach welchem ich strebte: die schöne Leonore hatte mich bemerkt, ich war für sie kein Unbekannter mehr ...«

»Das glaube ich wohl! . . . Sie machten sich in der That sehr bemerklich.«

»Abends im Tanzsaale ging ich zu ihr und forderte sie auf. Sie gab mir einen Korb, da sie bereits engagirt sey, und setzte hinzu: »Ueberdies gestehe ich, daß ich mich fürchten würde, mit Ihnen zu tanzen, denn Sie haben heute kein Glück, und es wird Ihnen beim Tanzen gewiß auch ein Unglück begegnen.« — »Mademoiselle,« erwiederte ich, »es würde mich unendlich gefreut haben, Ihr Cavalier zu seyn, aber um mich zu entschädigen, werde ich mich bemühen, Ihr Vis-à-vis zu seyn.« — Ich forderte ein Bauernmädchen auf und stellte mich der schönen Leonore gegenüber. Ich begann nach Herzenslust zu tanzen. Dann und wann kam ich mit den Füßen meiner Tänzerin wohl in etwas unsanfte Berührung; aber sie war solid auf den Füßen, und die Sache ging recht gut. Als ich aber ein en avant-deux vor meiner neuen Flamme auszuführen hatte, wollte ich, um meine Kunst zu zeigen, eine Pirouette machen; aber vermuthlich hatte ich meine Dimensionen nicht richtig genommen, denn ich ver-

wickelte meine Füße in dem Kleide der schönen Leonore; ich fiel und riß auch meine Angebetete mit fort. Sie verletzte sich am Ellbogen, und ich schlug mir einen Zahn aus ... Sie sehen nun, lieber Herr Alfred ...«

»Ernest!« verbesserte der Andere.

»Ja, richtig! ... Sie sehen nun, lieber Herr Ernest, wie ich mit meiner nachmaligen Gattin bekannt wurde.«

»Diese Art sich bekannt zu machen, ist wenigstens recht originell.«

»Leonore hatte zufällig einen Vater, der vormals meine Familie gekannt hatte; ich ging zu ihm und wurde sehr gut aufgenommen ...«

»Von der schönen Leonore?«

»Nein, von dem Vater; er wußte, daß ich sechstausend Franken Renten hatte, daß ich ein ordnungsliebender, anspruchloser junger Mann war und in den Stand der Ehe zu treten wünschte.«

»Halten Sie einen Augenblick an, lieber Herr Choublanc! Wir haben keinen Wein mehr, und das Zuhören macht mir Durst.«

IX.

Ein Schwiegersohn zwischen zwei Feuern.

Als der Kellner eine neue Flasche Bordeaux gebracht hatte, schenkt Ernest sich und seinem neuen Freunde wieder ein, und Choublanc fährt in seiner Erzählung fort:

»Meine Eigenschaften schienen dem würdigen Vater zu gefallen; denn als ich ihm gestand, daß mein Herz für seine Tochter schlage, drückte er mir die Hand und sagte: »Lieber Choublanc, Sie sind ein solider junger Mann, ich nehme Sie als Schwiegersohn; ich gebe Ihnen mit der größten Freude meine Tochter.« — »Sie machen mich überglücklich,« erwiederte ich; »aber wird mir Ihr Fräulein auch keinen Korb geben?« — »Das möchte ich ihr nicht rathen! Sie sind mir recht, und damit Punctum! Warum sollte sie Ihnen auch einen Korb geben? ... Sie sind zwar kein Adonis, aber es gibt Männer, die häßlicher sind als Sie. Ein Genie sind Sie auch nicht, aber es gibt doch noch dümmere Männer. Sie sind weder lahm noch buckelicht ... das ist genug. Ich weiß wohl, daß meine Tochter Leonore ein bischen romanhaft ist; sie ist von ihrer seligen Mutter verzogen worden; sie hat Romane gelesen, z. B. die abgeschmackte »Nouvelle Héloïse« von Jean Jacques Rousseau und »Werther,« der allein schon im Stande ist, einem jungen Mäd-

chen den Kopf zu verdrehen; jeder hübsche junge Mensch, der langes Haar und eine Cravate à la Colin trägt, ist in ihren Augen ein Werther ... Ich finde an solchen Albernheiten keinen Gefallen. Kommen Sie mit mir, ich will Sie meiner Tochter als Bräutigam vorstellen.« — Ich ließ mich von dem Papa zu der schönen Leonore führen. Sie lachte, als sie mich kommen sah. Ich dachte: sie lacht mir entgegen, das ist ein gutes Zeichen. Ich habe irgendwo gehört, wer lacht, ist entwaffnet ... dieses Fräulein ist also entwaffnet.«

»Aber als der Papa sagte: »Ich stelle Dir Herrn Babilas Choublanc vor; er liebt Dich, und wirbt um deine Hand; ich habe sie ihm zugesagt, denn er ist ein sehr solider junger Mann mit sechstausend Franken Renten, und er wird Dich sehr glücklich machen ... o! da hörte die schöne Leonore auf zu lachen; sie sah mich zornig an und sagte: »Ist es nicht der Herr, der sich an der Kletterstange zerriß, von der Schaukel fiel, einen Bauer ins Gesicht schoß und mich, nachdem er mein Kleid zerrissen, beim Tanzen umgeworfen hat?« — »Ja, Mademoiselle, ich hatte die Ehre,« antwortete ich mit einem Seufzer, »und ich sehe mit Vergnügen, daß Sie von Allem, was ich gethan, nichts vergessen haben.« »Und Sie heißen Choublanc?« — »Zu dienen, Mademoiselle, Paterne Babilas Choublanc, gebürtig von Troyes, der Heimat der Leberwürste rc.«

»Sie werden nie mein Gemal werden,« erwiederte Leonore, »ich will nicht Madame Choublanc heißen. Pfui! sobald ich mich auf der Promenade blicken ließe, würde es heißen: Dort geht Madame Choublanc . . . Das wäre entsetzlich! Ich würde es nicht überleben.«

»Mademoiselle,« antwortete ich, »man ruft mich sehr

oft bei meinem Namen, und ich habe noch nicht ein einziges Mal den Tod davon gehabt. Was finden Sie denn so Lebensgefährliches in diesem Namen?«

»Was ich darin sehe? ... Sie würden mich nicht verstehen; wir haben nicht die gleiche Denk- und Anschauungsweise, unsere Temperamente passen nicht zusammen, und deshalb will ich Ihre Frau nicht werden.«

»Ich war ganz verblüfft und wußte nicht, was ich antworten sollte; aber der Papa kam mir zu Hilfe und begann ernst und entschieden: »Mein Kind, laß die Albernheiten; ich habe Dir erklärt, daß Herr Choublanc dein Mann wird, es ist mein Wille, und Du mußt Dich fügen. Du ziehst den Namen ins Lächerliche; welche Kinderei! Du solltest doch aus deinen Büchern wissen, daß der abenteuerlichste Namen wohlklingend wird, wenn er einem Genie angehört ...«

»Aber dieser Herr ist ja kein Genie und wird es nie werden.«

»Das kann man nicht wissen, Mademoiselle,« erwiederte ich; »man hat ja seit einiger Zeit gar viel Merkwürdiges gesehen.«

»Ueberdies pflegen die genialen Männer selbst den Namen zu wechseln, wenn er ihnen nicht wohlklingend genug scheint. Sie wissen ja, daß Molière und Voltaire nicht Poquelin und Arouet heißen wollten; glaubten Sie etwa, daß sie den Namen Choublanc hätten annehmen mögen?«

»Genug des Unsinns!« entgegnete der Vater; »Du heirathest Herrn Choublanc!«

»O Vater!« antwortete Leonore mit herzzerreißendem Tone, »Sie werden doch Ihr einziges Kind nicht unglücklich machen wollen . . . und ich würde sehr unglücklich, wenn ich die Frau dieses Herrn werden müßte ...«

»Er wird vielmehr ein vortrefflicher Ehemann werden; man braucht ihn nur anzusehen, um sich davon zu überzeugen. Jede Andere an deiner Stelle würde sich glücklich schätzen; er wird Dich sehr glücklich machen.«

»Ich sage Ihnen noch einmal, Vater, daß er mir durchaus nicht gefällt.«

»Das ist gar kein Grund ... die Vernunftheirathen, bei denen die Liebe gar nichts zu thun hat, führen zu der glücklichsten Ehe ... Ueberdies liebt er Dich ja; es ist also wenigstens von seiner Seite eine Inclinationsheirath; was willst Du denn mehr?«

»Ich will den Herrn nicht.«

»Du mußt ihn nehmen!«

»O nein, nie!«

»In vierzehn Tagen wird die Hochzeit seyn.«

»Lieber will ich sterben!«

»O! Du wirst nicht daran sterben.«

So ging's noch ziemlich lange. Ich sagte kein Wort dazu, ich wartete bis Vater und Tochter einig würden und schaute unterdessen zum Fenster hinaus.

X.

Ein artiger Schwiegervater.

Endlich ging Leonore sehr erzürnt in ihr Zimmer und schlug die Thür so fest zu, daß das ganze Haus erbebte.

Ich war ganz trostlos, aber der Papa legte die Hand auf meine Schulter und sagte: »Sie sehen, die Sache ist in Ordnung.«

»Wie! in der Ordnung?« erwiederte ich; »in Unordnung wollen Sie sagen, denn Ihre Tochter will mich ja nicht . . .«

»Achten Sie doch nicht auf das alberne Geschwätz!« entgegnete der Papa; »die Mädchen machen's immer so, wenn man ihnen kein Ständchen gebracht, nicht acht oder zehn Stunden im Regen und Schneegestöber gelauscht hat, um sie aus der Ferne zu betrachten . . . das sind Lappalien, lieber Freund. Leonore wird Ihre Frau, und nach einiger Zeit wird sie froh seyn . . . auf der Stelle wohl gerade nicht, aber es wird schon kommen. Treffen Sie daher Ihre Vorkehrungen und sorgen Sie für die nöthigen Papiere; in vierzehn Tagen werden Sie mein Schwiegersohn.«

»Ich bin bereit,« antwortete ich; »und wenn Sie glauben, daß Ihre Tochter einwilligen wird . . .«

»Ich sage Ihnen ja, die Sache ist in Ordnung . . . Apropos Sie wissen, daß Leonore mein einziges Kind ist?«

»Ja, Sie haben mir's gesagt.«

»Ich habe meine Tochter sehr lieb; sie besitzt viele gute Eigenschaften; man sieht ihr's freilich nicht an, aber Sie werden sich später überzeugen . . .«

»Ich bezweifle es durchaus nicht.«

»Deshalb soll sie Alles bekommen was ich habe . . .«

»Warum denn Alles? Das ist zu viel!«

»Lieber Freund, ich habe es beschlossen, und es bleibt dabei.«

»Ich will nicht, daß Sie sich berauben . . .«

»Kurz und gut, meine Tochter bekommt Alles was ich besitze . . . nach meinem Tode. Für den Augenblick gebe ich ihr nichts mit . . . es ist nicht nöthig, Sie haben ja eine Rente von sechstausend Franken, das ist vollkommen genug für ein Ehepaar . . . aber nach meinem Tode bekommt Leonore mein ganzes Vermögen, welches mir jährlich dreitausend zweihundert Franken abwirft. Sie verstehen mich doch?«

Ich hatte die Sache anders verstanden; aber da ich nie viel auf das Geld gesehen habe und bis über die Ohren verliebt war, so war ich mit Allem einverstanden; ich antwortete:

»Was Sie thun, ist mir recht.«

Er schloß mich nun erfreut in seine Arme und erwiederte:

»Ich sagte es ja, daß Sie ein Muster von einem Ehemanne werden!« Er wollte vielmehr sagen: ein Muster von einem Schwiegersohn.

»Von nun an,« setzte er hinzu, »haben Sie das Recht meiner Tochter den Hof zu machen so viel Sie wollen; mein Haus steht Ihnen offen . . . mit Ausnahme der Stunden wo gespeist wird.«

Ich benutzte die Erlaubniß. Aber obschon mir das Haus des Papa offen stand, blieb mir die Thür der Tochter verschlossen. Wenn ich die Dienstmagd fragte, ob es erlaubt sey, dem Fräulein meine Huldigung darzubringen, so erhielt ich immer zur Antwort:

»Mademoiselle ist nicht sichtbar;« oder: »sie hat Kopfschmerzen;« — oder: »sie ist bei ihrer Toilette.«

Kurz ich wurde nicht vorgelassen.

XI.

Ein Mädchen, das Charakter hat.

Inzwischen kam der zu unserer Hochzeit bestimmte Tag näher, die Verkündigung hatte stattgefunden, und ich hatte nur noch drei ehelose Tage vor mir; ich war immer vergebens gekommen, endlich wurde ich vorgelassen. Ich hielt dies für eine gute Vorbedeutung und eilte erfreut zu meiner Zukünftigen.«

Leonore empfing mich sehr ernst, bot mir einen Stuhl und sagte:

»Sind Sie wirklich fest entschlossen, mich zu heirathen?«

»Allerdings,« antwortete ich; »Ihr Herr Vater sagte mir, die Sache sey in Ordnung . . .«

»In Ordnung . . . zwischen ihm und Ihnen mag's wohl verabredet seyn; mich hingegen scheint man für gar nichts zu nehmen . . . Deshalb habe ich mich entschlossen, Sie zu sprechen. Wenn Sie trotz Allem was ich Ihnen gesagt

habe, noch mein Gatte werden wollen, so muß ich Ihnen noch ein Geständniß machen, welches vielleicht Ihren Entschluß ändern wird. Daß ich Sie nicht liebe, wissen Sie; jetzt erkläre ich Ihnen, daß ich einen Andern liebe! ... Er hat mein Herz und ich habe sein Wort!«

Diese Erklärung war mir höchst unangenehm; Leonore bemerkte es und fuhr fort:

»Ja, ich liebe einen Andern und werde ihn lieben so lange ich lebe! Wir haben einander die Treue geschworen; er ist der Mann meiner Wahl, den der Himmel für mich geschaffen hat, zu welchem ich mich unwiderstehlich hingezogen fühle ... kurz, er ist der Einzige, den ich je lieben werde, der Einzige, mit welchem ich auf dem Strom des Lebens mein Schifflein theilen will.«

»Ja, das ist etwas Anderes,« antwortete ich ganz kleinlaut, »aber warum heirathet er Sie denn nicht?«

»Es wäre sein sehnlichster Wunsch,« erwiederte Leonore; »aber mein Vater ist ein Barbar, der nicht glaubt, daß die Ehen im Himmel geschlossen werden, und unglücklicherweise besitzt mein Geliebter noch nicht das elende Metall, dem ich geopfert werde ... Aber einst wird er sich gewiß Ruhm und Reichthum erwerben. Für den Augenblick hat er nur sein hübsches Gesicht, und man hält das nicht für genug ... Sie sehen jetzt wie die Verhältnisse sind. Ich habe frei und offen gesprochen. Ich kenne meine Pflichten und werde sie nicht vergessen, wenn man mich zwingt, Ihre Gattin zu werden; aber lieben werde ich Sie nie; ich werde immer an einen Andern denken, und wir werden Beide sehr unglücklich werden.«

Ich sann eine kleine Weile nach, dann antwortete ich:

»Ich glaube, Mademoiselle, daß es unter so bewandten Umständen besser ist, wenn wir uns nicht heirathen; ich will zu Ihrem Vater gehen und ihn ersuchen, mir mein Wort zurückzugeben.«

Sie war außer sich vor Freude und bot mir die Wange zum Kuß; aber als ich sie küssen wollte, lief sie davon und sagte:

»Sie sind ein Aristides! ein Jean Sbogar, ein Pyrrhus ... Gehen Sie geschwind, verlieren Sie keine Zeit ... ich will Ihnen zum Beweise meiner Dankbarkeit ein Paar Hosenträger sticken und Ihnen ein Glas mit eingesottenen Quitten schenken.«

Ich begab mich sogleich zu Leonorens Vater, erzählte ihm so ziemlich Alles, was mir seine Tochter gesagt hatte, und setzte hinzu:

»Sie sehen wohl, daß ich Ihre Tochter nicht heirathen kann, es ist daher an diese Heirath nicht mehr zu denken.«

Der Papa war ein kleines dürres Männchen von sehr cholerischem Temperament; seine Augen funkelten wie die eines erzürnten Katers.

Er trat auf mich zu und sagte mit trockenem, verweisendem Tone:

»Herr Choublanc, das geht nicht so wie Sie glauben. Sie haben um meine Tochter geworben, ich habe meine Einwilligung gegeben, die Verkündigung hat stattgefunden, der Hochzeitstag ist bestimmt, die ganze Stadt weiß, daß Sie in drei Tagen Leonorens Gatte werden ... und jetzt, nachdem Sie albernes Mädchengeschwätz und unsinnige Romanenideen angehört haben, erklären Sie mir, daß Sie meine Tochter

nicht wollen! Sie werden einsehen, daß Ihr Zurücktreten ein schreckliches Aergerniß geben, daß meine Tochter entehrt werden, daß ich eine Ohrfeige bekommen würde. Ich habe aber nie eine Ohrfeige bekommen und will auch keine hinnehmen; ich will Ihnen daher sagen was geschehen wird, wenn Sie meine Tochter sitzen lassen: ich jage Ihnen eine Kugel durch den Kopf . . . ich habe vorzügliche Pistolen. Wir duelliren uns; ich habe den ersten Schuß, weil ich der Beleidigte bin, und ich sage Ihnen im Voraus, daß ich nie meinen Mann gefehlt habe. Wir schießen uns auf drei Schritte Entfernung . . . Jetzt sagen Sie, was Sie zu thun willens sind.«

Mein Entschluß war bald gefaßt und ich antwortete dem unbeugsamen Vater:

»Wenn es so gemeint ist, so will ich Ihre Tochter heirathen.«

Er drückte mir die Hand und antwortete:

»Ich sehe, daß Sie vernünftig sind, es sey also keine Rede mehr davon. In drei Tagen heirathen Sie Leonore.«

An dem bestimmten Tage führte ich Leonore auf die Mairie. Aber als sie sah, daß ich Ernst machte, flüsterte sie mir zu:

»Ich habe sie einen Aristides genannt, ich habe mich geirrt . . . Sie sind ein Verräther, ein Blaubart, ein Robin . . . ich sage Ihnen im Voraus, daß ich nur Arthur lieben werde! . . .«

»So!« unterbrach Ernest den Erzähler, »der hübsche Jüngling hieß Arthur?«

»Es scheint so,« erwiederte Choublanc; »ich habe nie

nach seinem Namen gefragt ... es lag mir wenig daran ... Leonore wurde also meine Frau. Aber nach einem Jahre ...«

»Erlauben Sie!« fiel ihm Ernest wieder ins Wort; »da wird die Omelette mit Rum gebracht ... man muß solche Sachen heiß essen, sie verlieren sonst den Geschmack. Unterbrechen Sie daher einen Augenblick die Erzählung Ihrer Ehestandsabenteuer ... Kellner, zum Dessert bringen Sie uns alten Roquefortkäse!«

»Wie! noch Käse? ...«

»Mit Käse schließt man den Magen zu ... ein Diner ohne Käse ist ein schönes Buch ohne Einband. Verlassen Sie sich nur auf mich ... Kellner, und zum Schluß noch einiges Zuckerwerk ... das vertritt die Stelle der Zahnstocher.«

»Wahrhaftig,« dachte Choublanc, durch die bläulichte Rumflamme geblendet, »heute soupire ich nicht! Mein Freund Ernest ist ein verführerischer Mensch ... aber er scheint mir gern zuzuhören, und er wird mir als Führer in Paris gute Dienste leisten ... ich hoffe, es wird mir mit seiner Hilfe gelingen, meine Frau wiederzufinden.«

XII.

Das Gabelfrühstück dauert fort.

Choublanc verbrennt sich, als er die Omelette eben so schnell essen will wie sein Tischgenosse, der einen feuerfesten Gaumen zu haben scheint und seine Portion vertilgt, ehe Choublanc seinen ersten Bissen verschluckt hat. Ernest verzehrt daher drei Viertheile seiner Omelette allein.

Als die Omelette verschwunden ist, schenkt er wieder zu trinken ein, wischt sich den Mund und sagt zu dem Champagnesen:

»Lieber Freund, ich habe Sie im Honigmonate mit Ihrer theuern Leonore gelassen, und erwarte nun mit Ungeduld die Fortsetzung der interessanten Geschichte . . .«

»Ach! lieber Eugen . . .«

»Ernest!« verbesserte der Andere.

»Was liegt an dem Namen, lieber Adolph . . . Er war sehr trübselig, der Honigmonat. Meine Gattin war eine Statue, eine wahre Marmorsäule . . . Sie wollte nie mit mir ausgehen und that den Mund nur auf, um mir etwas Ungenehmes zu sagen . . . Und wenn ich sie durch kleine Aufmerksamkeiten von meiner Liebe überzeugen wollte, wenn ich ihr nahe kam, um sie zu küssen, so lief sie davon und rief: O! Arthur, wo bist Du?«

»Ich weiß nicht wo Arthur war, aber ich merkte wohl, daß ich Unrecht gehabt hatte, ein Mädchen zu heirathen, das vor dem Namen Choublanc einen Abscheu hatte.

»Nach einem Jahre starb mein Schwiegervater, und meiner Frau, als der einzigen Tochter, fiel eine Jahresrente von 3200 Franken zu.«

»Sie wurde seitdem gewiß freundlicher und liebenswürdiger . . .«

»O nein; hören Sie nur. Sobald sie ihr Erbtheil in Besitz genommen hatte, kam sie zu mir und sagte: »So lange als mein Vater lebte, mußte ich mich wenigstens scheinbar seinem Willen unterwerfen; aber jetzt, da er von der Erde geschieden ist, sehe ich nicht ein, warum ich noch länger ein Leben führen sollte, das mir unerträglich ist. Ich bin gegen meinen Willen Ihre Frau geworden, das wissen Sie wohl, ich habe Ihnen kein Geheimniß daraus gemacht.«

»Das ist wahr!« antwortete ich; »Sie waren aufrichtig gegen mich.«

»Wir sind nun ein Jahr verheirathet,« fuhr sie fort, »Sie müssen sehen, daß ich meine Gefühle gegen Sie nicht geändert habe, daß ich Sie eben so wenig liebe wie den ersten Tag, daß Ihre Gegenwart mir noch eben so unausstehlich ist . . .«

»Das ist ebenfalls wahr; ich muß gestehen, daß Sie aus Ihrem Herzen keine Mördergrube machen . . .«

»Finden Sie nicht, Herr Choublanc, daß es weit besser ist sich zu trennen, als mit Personen, die man nicht ausstehen kann, zusammen zu leben? . . . Ich bin fest entschlossen, Sie zu verlassen, wenn Sie es auch nicht wollen.«

»Dann wird es vielleicht das Beste seyn,« sagte ich, »daß ich damit einverstanden bin . . .«

»Allerdings wäre es am vernünftigsten. Ich verlange nichts von Ihnen; ich habe mein Vermögen, Sie haben das Ihrige, wir können unabhängig leben . . . Es bleibt also bei der Abrede und morgen verlasse ich diese Stadt, um anderswo zu wohnen.«

»Wie! so schnell?« sagte ich.

»Ja, ich will meinen Vorsatz so bald als irgend möglich ausführen. Ich erkläre Ihnen auch, daß ich den Namen meines Vaters wieder annehmen werde, denn der Name Choublanc ist mir unausstehlich . . .«

»Nach Belieben, Madame; aber ich hoffe doch, daß Sie nicht die Absicht haben, sich mit einem Andern zu vermälen?«

Leonore zuckte die Achseln und antwortete:

»Was denken Sie denn von mir? Ich habe Ihnen ja gesagt, daß ich meine Pflichten kenne und eben so tugendhaft als verständig bin. Etwas Anderes wäre es, wenn Sie eine Beute des Todes würden, wenn ein glückliches Geschick mich zur Witwe machte! . . . aber ich werde nichts thun, um diesen Moment zu beschleunigen.«

»Das ist wieder recht schön von Ihnen, Madame.«

»Adieu, Herr Choublanc!«

»Leonore entfernte sich schon, ich lief ihr nach und sagte mit gerührter Stimme:

»Wenn die Zeit etwa Ihre Gefühle gegen mich ändert, wenn ich aufhöre, Ihnen zu mißfallen . . .«

»Das ist gar nicht möglich!«

»Darf ich Sie denn nicht zuweilen besuchen und mich nach Ihrem Befinden erkundigen?«

»Ich sehe nicht ein, wozu das nützen könnte; wenn Ihnen indeß so viel daran liegt, werde ich Ihnen meine Adresse mittheilen und Sie können mir dann und wann, aber nicht zu oft, einen Besuch machen. Sie dürfen nicht vergessen, daß Sie mein Haus nie als ein Wirthshaus zu betrachten haben.«

»Ich werde es nie vergessen. — Jetzt, lieber Freund, wissen Sie die Geschichte meines Ehestandes und wie ich mich von meiner Frau in aller Güte getrennt habe.«

»Ist es schon lange her?«

»Neunzehn Jahre.«

»Wie alt war Ihre Frau?«

»Etwa dreiundzwanzig.«

»Dann ist sie jetzt eine Dame von reifem Alter.«

»Aber immer noch schön und reizend!«

»Sie lieben Sie wohl noch gar?«

»Ach! ich habe nie aufgehört sie zu lieben! Ich habe mein Möglichstes gethan, um sie zu vergessen: ich habe versucht, mich dem Spiel, dem Trunk zu ergeben; ich habe schon zwölf Franken an einem Abend am Billard verloren; ich habe es bis zu einer halben Flasche Champagner gebracht.«

»Wir wollen jetzt eine ganze ausstechen.«

»Es hilft Alles nichts, lieber Freund. Leonorens Bild sitzt immer noch in meinem Herzen; ich sehe, daß ich es nicht herauszureißen vermag, ich will's daher ruhig darin lassen ... Aber verheirathet zu seyn und das geliebte Weib nie zu sehen, das ist recht traurig ...«

»Wenn Sie immer bei ihr gewesen wären, würden Sie sie wahrscheinlich nicht mehr lieben.«

»Glauben Sie etwa, das Glück würde mich flatterhaft gemacht haben? Denken Sie etwa, ein Mann, der sich glücklich fühlt und sich mit dem häuslichen Glücke begnügt, sey ein Gimpel? Ich glaube, Theuerster, daß Sie Unrecht haben; ich halte Jene für Thoren, die sich mit dem Glücke, das sie besitzen, nicht begnügen und es anderswo suchen. Ich würde nur meine Frau geliebt haben, wenn ich mich auch lächerlich gemacht hätte; aber ich habe bemerkt, daß die Leute, die sich über uns lustig machen, oft an unserer Stelle seyn möchten.«

»Herr Choublanc, Ihre Ideen sind von Weindunst umnebelt! Sie sind nicht so dumm wie ... ich meine, sind geistreicher als Sie auf den ersten Anblick scheinen.«

»Ich habe gesunden Menschenverstand ...«

»Mit gesundem Menschenverstande macht man kein Glück bei den Frauen ... Und Ihre Gemalin wohnt in Paris?«

»Erst seit zwei Jahren. Leonore ist sehr flatterhaft hinsichtlich ihres Wohnortes. Als sie Troyes verließ, begab sie sich nach Bar an der Seine und blieb dort etwa sechs Jahre; aber da es nicht weit von Troyes war und ich ihr fast jeden Monat einen Besuch machte, so nahm sie ihren Wohnsitz in der Normandie; aber auch dort blieb sie nicht lange; sie bezog ein sehr einsames Landhaus in der Nähe von Beaugency. Eine schreckliche Einöde! ich hätte mich dort zu Tode gelangweilt. Man konnte nicht zu Wagen dorthin kommen ... Ich besuchte sie nur einmal jährlich, und jedesmal stürzte ich mit meinem Esel auf dem halsbrechenden Wege ...«

»Sie ritten auf einem Esel, um Ihre Frau zu besuchen?«

»Ich pflege immer so zu reisen.«

»Und Sie werden doch wenigstens freundlich empfangen?«

»Nein, lieber Eduard, immer unfreundlich und abstoßend, sie bietet mir nicht einmal ein Glas Wasser.«

»Da sind Sie wirklich sehr zäh, daß Sie die Besuche fortsetzen.«

»Das sagen Sie wohl; aber der Zug des Herzens ist stärker als alle Vorsätze ... Endlich, vor etwa zwei Jahren schien sie des einsamen Landlebens überdrüssig zu seyn: sie ging nach Paris.«

»So! sie lebt in Paris?«

»Ja, aber diesesmal hat sie mir entweder aus Vergessenheit oder absichtlich ihre Adresse nicht gegeben ...«

»Es ist wohl möglich, daß sie es absichtlich unterlassen hat.«

»Glauben Sie! ... Bei meinem letzten Besuche hatte sie mich so schlecht empfangen, daß ich mir vornahm, lange nicht wieder zu ihr zu gehen. Aber ich habe sie nun seit zwei Jahren nicht gesehen, und ich gestehe, daß ich nicht mehr leben kann, ohne meine Leonore gesehen zu haben ... Wenn ich sage: meine, so schmeichle ich mir; ich könnte schlechtweg sagen Leonore, denn im Grunde ist sie gar nicht mein, obschon sie meine Frau ist.«

»Armer Choublanc! Sie dauern mich ... Sie haben also ihre Adresse in Paris entdeckt?«

»Ich nicht; aber Pierrotin, den ich dringend gebeten

hatte, sich nach meiner Frau zu erkundigen, schrieb mir vor einiger Zeit: »Deine Hälfte, von der Du nicht einmal ein Viertel besitzest — Pierrotin macht immer Spaß — deine Hälfte hockt auf dem Boulevard Beaumarchais, unweit der Bastille.« . . . Ich vermuthe daher, daß sie in der Nähe des Elephanten wohnt . . .«

»Es gibt ja keinen Elephanten mehr . . .«

»So! das ist Schade! ich fand ihn recht anmuthig und geschmackvoll . . . Nun, ich werde Leonore schon finden.«

»Hat sie denn ihren Arthur wieder gesehen? Ich halte es für sehr wahrscheinlich; sie wird Ihre Erlaubniß wohl für entbehrlich gehalten haben.«

»O! da irren Sie sich! Leonore ist sehr sittsam; ich habe nie die geringste Spur eines Anbeters gesehen.«

»Das glaube ich wohl . . . Sie gehen nur selten hin; wenn Sie kommen, versteckt sich der Verehrer, und deshalb werden Sie so empfangen, daß Ihre Besuche nicht lange dauern.«

»Sagen Sie das nicht, Adolph, Sie zerreißen mir das Herz . . . Sie machen mich unglücklich!«

XIII.

Philosophische Betrachtungen.

Der arme Mann blickt traurig zum Himmel auf; aber sein Tischgenosse füllt wieder die Gläser.

»Lassen Sie die Kindereien, Freund Choublanc! Wer zwanzig Jahre verheirathet ist, sollte über solche Albernheiten längst hinweg seyn . . . Es ist wahrlich kaum zu glauben; Sie sind ein seltener Mann: neunzehn Jahre nach Ihrer Frau zu jammern und zu schmachten? Man sollte Sie unter eine Glasglocke setzen . . . Aber ich will Ihnen die Grillen vertreiben; Sie müssen eine Zierpuppe, die Ihren Werth nicht zu schätzen wußte, ganz vergessen . . .«

»Unmöglich, lieber Freund!«

»Für einen Mann ist nichts unmöglich, hat ein großer Held gesagt, und Herr Scribe hat's ihm nachgesprochen. Aber sowohl der Held als Herr Scribe haben sich geirrt; denn ich habe mehr als einmal versucht, einen Pfirsichkern mit den Zähnen aufzubeißen und es ist mir noch nie gelungen . . . Aber das Herz des Menschen ist nicht so hart wie ein Pfirsichkern, und ich verspreche Ihnen, daß Sie Ihre Leonore vergessen sollen . . .«

»Es wäre viel schöner, wenn Sie es dahin bringen könnten, daß mich Leonore liebt.«

»Man hat hundertmal gesagt, daß sich die Liebe nicht erzwingen läßt, das ist sehr wahr . . . Zum Beginn Ihrer Cur wollen wir eine Flasche Champagner kommen lassen.«

»Eine Flasche Champagner! . . . Mein Gott, warum denn?«

»Eine sonderbare Frage! Natürlich, um den Champagner zu trinken.«

»Ich soll noch Champagner trinken? dann kann ich nicht mehr vom Stuhl aufstehen . . . Ich bin schon ganz benebelt, obschon Sie behaupten, daß der Bordeaux abkühle . . .«

»Der Champagner hebt die Wirkung des Bordeaux auf, er macht nüchtern. Verlassen Sie sich nur auf mich, ich weiß zu leben. An Ihrer Stelle würde ich mir einen tüchtigen Rausch trinken, und dann würde ich nicht schüchtern, sondern dreist und entschlossen zu der schwärmerischen Leonore gehen und zu ihr sagen: »Madame, ich will mich auf ein halbes Jahr bei Ihnen einquartieren; küssen Sie mich und ziehen Sie mir die Stiefel aus.«

»Was fällt Ihnen ein? sie würde mir die Thür weisen.«

»Dazu hat sie kein Recht!«

»Ueberdies müßte ich meinen Charakter verläugnen . . . das würde mich krank machen.«

»Seyen Sie doch einmal in Ihrem Leben ein Mann!«

»Das ist mir unmöglich!«

»Still! da kommt der Roquefort . . . Kellner, eine Flasche Champagner!«

»Von welchem?«

»Sillery, das ist meine Lieblingssorte.«

»Wahrhaftig,« sagte Choublanc, »ich werde mehre Tage nicht speisen.«

Der Champagner wird gebracht. Ernest füllt die Gläser und leert das seinige, ehe Choublanc den Schaum an seine Lippen gebracht hat.

In diesem Augenblick kommt ein Leichenzug am Hause vorüber.

»Wer ist denn gestorben?« fragte Choublanc, als er den Sarg erblickte.

»Wie! wer gestorben ist?« antwortete sein Tischgenosse; »was kümmert uns das? . . . Wir lassen's uns wohl schmecken und Sie sprechen vom Tode!«

»Der Leichenzug erinnert mich daran.«

»Glauben Sie denn wirklich, ich wisse wer in dem Sarge liegt? . . . Lieber Freund, Sie sind hier nicht unter Ihren Leberwürsten und Schweinsköpfen; hier in Paris wird ein einfacher Sarg, der nicht mit Sammt und Gold behängt ist und kein Gefolge von Kutschen hat, so wenig beachtet, wie ein vorbeifahrender Fiaker. Die Vorübergehenden, die noch Achtung vor dem Todten haben, nehmen den Hut ab und gehen weiter, ohne ferner an den Verstorbenen zu denken. In einer großen Stadt, wo der Schmerz so schnell vergeht wie die Freundschaft und die Erinnerungen, wo der Strudel eines geräuschvollen, geschäftigen, nach Gewinn haschenden Lebens die zarten, traulichen, religiösen Gefühle nicht aufkommen läßt, betrachtet man den Tod eines Menschen als eine nothwendige Thatsache, damit am Jahres-

schlusse die Anzahl der Todesfälle mit den Geburten ziemlich gleich ist; denn sonst würde sich die Bevölkerung zu sehr vermehren . . . Der Tod hält unerbittlich seine Ernte im Palast wie in der Hütte. Dies ist der Trost der Armen, der Popanz des Reichen, die ultima ratio des Philosophen.«

»Ei! Sie können Latein, Freund . . . Dingsda . . .«

»Ja wohl . . . das wundert Sie wegen meiner nachläßsigen Toilette . . . Aber man kann vielerlei wissen, ohne einen Groschen zu besitzen.«

»Aber wer dort begraben wird, wissen Sie doch nicht . . .«

»Lieber Choublanc, wenn man in einer kleinen Stadt einen Leichenzug sieht, so fragt man wer gestorben ist und man erfährt es; in einem Dorfe kennt Jedermann den Verstorbenen und Viele begleiten ihn zu seiner letzten Ruhestätte; aber in einer großen Stadt läßt man den Erdenpilger, der zum letzten Male ausfährt, ganz unbeachtet.«

»Finden Sie es nicht angenehmer, in einem Dorfe zu sterben?«



XIV.

Wie man in Paris wohnen kann.

Choublanc hatte einen schweren Rausch; er wurde immer traurig gestimmt, wenn er getrunken hatte; noch einige Gläser Champagner würden ihm gewiß Thränen erpressen. Sein Tischgenosse, der es bemerkte, sticht die Flasche fast ganz allein aus.

Dann läßt er Kaffeh und Liqueure bringen. Er leert die Gläschen eben so leicht wie er vorher den Wein getrunken hatte, ohne im mindesten benebelt zu werden.

Choublanc hat hingegen bereits eine lahme Zunge, seine Augen wurden klein und er findet nur noch mit Mühe die richtigen Ausdrücke für seine umnebelten Gedanken.

»Wenn ich nur wüßte,« lallt er, indem er seinen schwarzen Kaffeh mit Ruhm schlürft, »wenn ich nur wüßte, wo ich übernachten soll.«

»Sind Sie denn nicht in einem Gasthofe abgestiegen?«

»Nein, ich bin an der Barriere abgestiegen . . .«

»Und Ihr Gepäck?«

»Ich habe kein Gepäck. Sobald ich weiß, wo ich wohnen werde, schreibe ich nach Troyes, und man wird mir auf der Eisenbahn schicken was ich brauche.«

»Aber Sie haben doch Geld mitgebracht?«

»O ja . . . ich habe sogar Gold bei mir; meine Börse ist gut gespickt, ich habe fünfhundert Franken in schönen Napoleons bei mir . . .«

»Fünfhundert Franken! . . . Sapperlot! Freundchen, Sie haben diese Summe in der Tasche und fragen, wo Sie übernachten sollen! . . . Sie haben zu wählen von dem Hôtel du Louvre bis zu den Logirhäusern in der Margarethenstraße! Es fehlt in Paris nicht an Gasthöfen, und das Beste ist, daß es für alle Börsen welche gibt: für den Millionär, für den Kaufmann, für den kleinen Rentier, für den Arbeiter und endlich für den aus dem Charnier gekommenen Touristen meiner Art, der oft nicht mehr als zwei Sous im Vermögen hat.«

»Nun, wenn das ist . . . Sie werden es natürlich finden, daß ich hier ganz unbekannt bin. Als ich vor etwa achtzehn Jahren nach Paris kam, hatte ich mich um alles dies gar nicht zu kümmern; ich wohnte bei einem Freunde, der mich in der Stadt umherführte, um mir die Merkwürdigkeiten zu zeigen. Als ich vorhin auf dem Omnibus saß, erkannte ich nur den Boulevard wieder. Ach! das ist prächtig! . . . Sie sagen, ich kann im Louvre wohnen? Das wundert mich: ich glaubte, man müsse zum Hofe gehören, um in diesem Palaste Zutritt zu erhalten . . .«

»Ich habe nicht vom Louvre gesprochen; ich sagte: im Hôtel du Louvre und das ist etwas ganz Anderes.«

»Was ist denn das Hôtel du Louvre?«

»Ein neues, prachtvolles Etablissement, im großartigsten Styl, wo die Fremden wohnen, wie vornehme Herren, wie Prinzen behandelt, wie Pascha's bedient werden . . . unter der Bedingung, daß sie wie Nabobs bezahlen.«

»Ich verlange nicht wie ein Pascha behandelt zu werden, ich würde aus meiner Gewohnheit kommen. Wie ist's denn in einem Logirhause in der Margarethenstraße?«

»O! mein lieber Choublanc, Sie springen ja auf einmal von einem Pol zum andern! von dem unendlich Großen zu dem unendlich Kleinen! Die Margarethenstraße ist in der Vorstadt Saint-Antoine; sie hat mit der Rue de la Paix nicht die mindeste Aehnlichkeit, sie wird von anspruchlosen Leuten bewohnt und besitzt eine Menge elender Logirhäuser, welche so kühn sind sich »Hôtels garnis« zu nennen, obschon sie eigentlich sehr wenig »garnirt« sind. Aber dort kann man zu sehr billigen Preisen ein Zimmer haben. Wenn man ein Zimmer für sich allein verlangt, wird man für einen Lord angesehen.«

»Wie, es wohnen zuweilen mehre Personen in einem Zimmer?«

»Ja, das ist gewöhnlich der Fall, und oft steckt ein Zimmer ganz voll. Wenn Sie wollen, können Sie nach dem Strick logiren.«

»Nach dem Strick? . . . Mein Gott! was ist denn das?«

»Es ist ein großes unmöblirtes Zimmer, in welchem ein oder zwei Fuß vom Boden Stricke gezogen sind. Diese Stricke bilden Abtheilungen: man bekommt eine Abtheilung, die man nicht verlassen darf, wenn man von den Nachbarn nicht Fußtritte und Faustschläge bekommen will . . . Das nennt man nach dem Strick logiren.«

»Ich falle aus den Wolken. Wie unwissend man doch ist, wenn man in der Provinz wohnt! Ich hätte nie gedacht, daß es in einer so schönen, prächtigen Stadt so garstige Häuser geben könne.«

»Lieber Choublanc, in den prächtigsten, volkreichsten

Städten gibt es Leute, die zuweilen nicht wissen, ob sie etwas zu essen haben werden, und Andere, die nur einen Sou in der Tasche haben, um ihr Nachtlager zu bezahlen ... Mit einem Sou kann man aber nicht in einem Zimmer mit Betten schlafen, man muß zu den Stricken gehen.«

»Das kostet nur einen Sou?«

»Nicht mehr.«

»Worauf schläft man denn?«

»Auf dem Fußboden, oder auf Stroh, wenn man noch einen Sous hat, um diesen Luxus zu bestreiten.«

»Alles was Sie mir da sagen, setzt mich in Erstaunen.«

»Lieber Freund, man braucht nicht aus der Provinz zu seyn, um von allen diesen Dingen keine Ahnung zu haben. Es gibt Leute, die seit dreißig Jahren in Paris wohnen, Andere, die hier geboren sind und für die ein Theil dieser Stadt ein Geheimniß ist. Viele Bewohner der Antinstraße oder des Boulevard des Italiens haben nie die Vorstadt Saint-Marceau betreten und wissen nicht, wo die Mouffetardstraße ist. Viele Kaufmannsfrauen bringen ihr ganzes Leben im Laden zu und sterben, ohne aus der Vorstadt Saint-Denis herausgekommen zu seyn ... Sie sehen daher, daß Sie sehr zu entschuldigen sind, daß Sie nicht wissen, wo man in Paris nach dem Strick logiren kann.«

»Sie haben vollkommen Recht ... Sagen Sie, Theodor ... werden meine Augen trüber oder wird es schon Nacht ... mich dünkt, man sieht nicht mehr so gut ...«

»Es wird Nacht; aber das Gas wird angezündet, und bald wird dieses Café in hellerm Glanze strahlen, als bei Tage.«

»Es thut mir leid, daß ich so lange hier geblieben bin,

ich werde mich jetzt schwer in Paris zurecht finden . . . Ich will einen anständigen Gasthof finden; ich will nicht zwischen Stricken schlafen, aber auch nicht wie ein Pascha behandelt werden . . . Sind Sie auch meiner Meinung?«

»Beruhigen Sie sich, Sie werden schon finden, was Sie suchen; überdies wissen Sie ja, daß ich Ihr Führer seyn will.«

»Dann kommen Sie . . . aber ich glaube, daß ich zuvor das Gabelfrühstück bezahlen muß.«

»Das glaube ich auch; denn aufrichtig gesagt, ich bezahle es nicht.«

»Ich habe Sie ja eingeladen und bezahle folglich die Zeche.«

»Dann sind wir also einverstanden . . . Kellner, bringen Sie die Rechnung.«

Der Kellner zählt zusammen; die Zeche beläuft sich auf achtunddreißig Francs, fünfzig Cent.

Choublanc betrachtet zu wiederholtenmalen die Summe, reibt sich die Augen und stammelt:

»Dreißig . . . achtunddreißig Franken! . . . da . . . das ist ja nicht möglich . . . es muß ein Irrthum seyn; wir können doch nicht achtunddreißig Franken zum Frühstück verzehrt haben . . . das ist ja entsetzlich!«

»Lassen Sie sehen,« sagt sein Tischgenosse und mustert die Rechnung. »Nein, Theuerster, es ist kein Irrthum und die Rechnung ist richtig . . . achtunddreißig Franken fünfzig.«

»Wie! es ist richtig? . . . Finden Sie das nicht fürchterlich theuer?«

»O nein, wir haben ja drei Flaschen Bordeaux und

eine Flasche Champagner gehabt ... und haben Sie nicht recht hübsch gespeist?«

»Das mag seyn; aber für eine einzige Mahlzeit so viel auszugeben! Es wundert mich nicht, daß Sie Millionen durch die Kehle gejagt haben ... Nun, da es einmal nicht anders ist, will ich nur zahlen.«

XV.

Lange Finger.

Choublanc zieht eine große Geldbörse mit Schiebringen und zwei Abtheilungen hervor. Die Börse war auf beiden Seiten mit Gold gefüllt; und während er hineingreift, um zwei Napoleons herauszunehmen, betrachtet ihn sein neuer Freund mit Augen, die wie Carfunkel glänzen und sich nicht davon wegwenden zu können scheinen.

»Geben Sie mir den Rest heraus, Kellner,« sagt Choublanc, indem er seine zwei Napoleons hergibt.

»Nein, nein,« setzt Ernest hinzu, »der Rest ist für den Kellner ... dreißig Sous sind nicht zu viel ... Sie müssen lernen, lieber Freund, wie man sich in Paris nobel benimmt. Wenn man die Zeche bezahlt und etwas heraus bekommt, so läßt man dem Kellner den Rest.«

»Sapperlot! so zahlt man in Paris? Dann ist es sehr theuer zu leben.«

Choublanc hat inzwischen tiefseufzend seine Börse wieder eingesteckt und setzt hinzu:

»Ehe ich mich nach einem Gasthofe umsehe, möchte ich wissen, ob Leonore noch am Boulevard Beaumarchais wohnt;

ich möchte ihre Fenster anschauen, ehe ich mich schlafen lege . . .«

»So! Sie denken an Ihre Leonore?«

»Ach! ja, ich denke immer an sie: ich bin ja nach Paris gekommen, um sie zu sehen.«

»Nun, dann wollen wir einen Spazirgang über den Boulevard Beaumarchais machen . . . Wissen Sie die Hausnummer?«

»Ach! nein, ich weiß sie nicht.«

»Es thut nichts, wir fragen überall nach Madame Choublanc . . .«

»Madame Choublanc! Was sagen Sie da? . . . Leonore kann ja den Namen nicht ausstehen, und um nicht mehr so zu heißen, hat sie mich verlassen.«

»Aber es ist doch ihr Name!«

»Ich glaubte Ihnen gesagt zu haben, daß sie den Namen ihres Vaters wieder angenommen hat; wir wollen nach Madame Noirville fragen.«

»Noirville?«

»Ja, so hieß der hitzköpfige Papa.«

»Noirville . . . Noirville! . . . Das ist wirklich sonderbar!«

»Sie finden den Namen sonderbar? Leonore findet ihn sehr schön.«

»Nein, der Name hat gar nichts Sonderbares . . . aber mich dünkt, daß mir der Name nicht unbekannt ist . . . Ja, ja, ich erinnere mich jetzt.«

»Haben Sie meinen seligen Schwiegervater gekannt?«

»Vielleicht . . . ha! ha! das ist köstlich!«

»Worüber lachen Sie denn?«

»Mir fällt eben etwas ein . . . Wahrhaftig, der Zufall spielt oft gar sonderbare Streiche.«

»Warum sagen Sie das?«

»Es ist nur eine Bemerkung.«

»Kommen Sie, lieber Ernest . . . Sehen Sie wohl? jetzt weiß ich Ihren Namen . . . Es ist mir gar nicht unlieb, frische Luft zu schöpfen . . . Wollen Sie mir meinen Hut reichen, der über Ihnen hängt? . . . Heda! Ernest!«

Der Tischgenosse Choublanc's saß still und in sich gekehrt; er schien gar nicht zu hören, daß er angeredet wurde.

Choublanc entschließt sich daher, seinen Hut selbst zu nehmen; er steht auf, lehnt sich über den Tisch und ergreift nicht ohne Mühe den Cylinder.

Gleich darauf steht der grübelnde Cicerone sehr schnell auf und sagt, auf die Thür zugehend:

»Kommen Sie!«

»Wohin gehen wir?« fragt Choublanc seinen Begleiter, als er vor dem Hause ist.

»Es ist ganz gleichgiltig . . . ja doch! ich meine, wir müssen rechts gehen.«

»Welch ein Gedränge! eben so wie am Tage . . . und wie schön erleuchtet!«

»Ich sagte Ihnen ja: in Paris wird es jetzt nicht mehr Nacht; es gibt wohl Gas, aber keine Nacht mehr.«

»Das habe ich auch noch nicht gewußt . . . Das Gas ersetzt also die Nacht?«

»Allerdings.«

»Wenn man also nicht geschlafen hat, so sagt man also: Ach! ich habe ein schlechtes Gas gehabt!«

»Man ist vollkommen berechtigt, es zu sagen.«

»Ach! ich bin wirklich sehr zurück gewesen ... O Troyes, meine Heimat, du, die du in Folge der Cokettterien der Madame Menelaus eine so lange, mörderische Belagerung ausgehalten hast, wie kommt es, daß du so weit hinter Paris zurückgeblieben bist?«

»Erlauben Sie, Herr Choublanc, Sie verwechseln Ihre Vaterstadt Troyes, welche zugleich die Vaterstadt der wilden Schweinsköpfe ist, mit Troja, wo der König Priamus herrschte.«

»Glauben Sie, Verehrtester, daß es nicht eine und dieselbe Stadt ist?«

»Verlassen Sie sich darauf. Ihre Vaterstadt Troyes war vormals der Hauptort der Tricassier, eines alten gallischen Volksstammes; sie wurde im Jahre 889 von den Normannen erobert und verbrannt und bald darauf wieder aufgebaut und zur Hauptstadt der Champagne gemacht.«

»Dann bin ich also ein Tricassier?«

»Sie stammen wenigstens von den Tricassieren ab ... Jetzt, lieber Choublanc, gehen Sie nur immer fort; ich muß hier einen Augenblick stehen bleiben ... Sie wissen schon ...«

»Ja, ja, ich weiß schon ... Ich will langsam fortgehen und die prächtigen Kaufläden anschauen.«

»Ich werde Sie bald wieder einholen ... Sie sind leicht wieder zu erkennen.«

Der Herr mit dem grauen Hute entfernt sich und Choublanc schlendert weiter.

Zweite Abtheilung.

I.

Choublanc in der Klemme.

Der Neuangekommene steht vor mehren Kaufläden still, deren prächtige Auslagefenster seine Bewunderung erregen, dann geht er einige Schritte weiter.

Nach einer Weile bleibt er stehen und sieht sich um, in der Erwartung, seinen Tischgenossen kommen zu sehen; aber er bemerkt ihn nicht. Er wartet noch einige Minuten, aber er wird von den Vorübergehenden gestoßen, von einigen sogar bitter getadelt, daß er sich mitten auf den Weg stellt.

Des Drängens und Stoßens überdrüssig, geht Choublanc langsam fort; er denkt: ich will nur weiter gehen, er wird mich schon einholen . . . er ist vielleicht schon voraus, er wird an mir vorübergegangen seyn, ohne mich zu sehen. Uebrigens sagte er, daß er mich leicht finden würde . . . er ist ja in Paris gut bekannt.«

Choublanc geht langsam weiter und sieht sich oft um, in der Erwartung, seinen neuen Bekannten kommen zu sehen.

So vergeht eine Viertelstunde und Ernest erscheint nicht.

»Diable!« sagt Choublanc zu sich selbst, »sollte ich ihn ganz verloren haben? Das wäre mir gar nicht lieb . . . er war recht artig und unterhaltend . . . er besitzt sogar einige Gelehrsamkeit . . . seine Manieren sind bald vornehm bald gemein und das ist der Abwechslung wegen recht angenehm . . . Das Gabelfrühstück, welches zugleich als Diner und Souper gelten kann, hat viel Geld gekostet; aber er kannte die guten Speisen, die feinen Weine . . . und dann sollte er mein Führer seyn; ich weiß mich in Paris nicht zurechtzufinden, ich war lange nicht hier, und man kennt's gar nicht wieder . . . Er wird einen Bekannten gefunden und sich bei demselben aufgehalten haben . . . denn er kann mich doch nicht so mir nichts dir nichts verlassen, nachdem er auf meine Kosten gefrühstückt, dinirt und sogar soupirt hat . . . Wenn das die feine Pariser Lebensart ist, so sind wir in der Provinz höflicher . . . Ich will noch eine Weile warten: er sagte ja, daß er mich bald einholen würde.«

Choublanc geht in der Rivolistraße fort, aber sein Tischgenosse holt ihn nicht ein.

»Wie lang diese Straße ist!« sagt der Champagnese ganz trostlos; »ich habe ihn verloren, oder vielmehr er hat mich verloren . . . Wo soll ich einen Gasthof finden? . . . Nun, im Grunde bin ich doch kein Kind; man spricht hier so ziemlich dieselbe Sprache wie in Troyes; mit einer gespickten Börse kommt man nie in Verlegenheit . . . Aber das Benehmen meines Freundes bleibt mir doch unerklärlich . . . Er kommt nicht, ich muß sehen, daß ich den Boulevard Beaumarchais finde.«

Endlich kommt Choublanc an das Ende der Rivolistraße, und als er nach dem Boulevard Beaumarchais fragt,

erfährt er zu seiner angenehmen Ueberraschung, daß er ganz nahe dabei ist, denn er befindet sich in der Rue Saint-Antoine, unweit des Bastilleplatzes.

Er freut sich, daß er sich nicht verirrt hat und geht rascher fort; er betrachtet mit zärtlichen Seufzern die Häuser, aber das genügt ihm nicht, er will wissen, in welchem Hause seine Leonore wohnt, in welchem Stockwerke ihre Fenster sind; er muß natürlich die Hausmeister fragen.

»Und wenn ich auch wüßte wo sie wohnt,« fährt Choublanc in seinem Selbstgespräch fort, »so ist es doch zu spät, um Leonore zu besuchen. Ueberdies habe ich noch nicht Toilette gemacht, meine Kleider sind ganz bestaubt. Aber wenn ich das Haus gefunden habe, werde ich bei dem Hausmeister einige Erkundigungen einziehen; ich ziehe ihn in mein Interesse, und ich glaube, daß man dies hier in Paris eben so anfängt wie in der Provinz . . . Ich werde nicht knausern: ich nehme ein Zehnfrankenstück in die Hand, für Leonorens Hausmeister; er wird mir sagen, wie meine Frau lebt und mir über ihre vertrauten Verhältnisse Auskunft geben.«

Choublanc greift in die Tasche, um seine Geldbörse hervorzuziehen; aber er sucht vergebens, alle seine Taschen sind leer, die wohlgespickte Börse ist verschwunden.

Der arme Champagnese ist ganz bestürzt; er steht wie versteinert still, er kann das Schreckliche nicht glauben . . . und doch ist es nur zu wahr, er hat seine Börse verloren, oder man hat sie ihm gestohlen.

»Wahrhaftig, heute habe ich Unglück!« seufzt er; »diesen Morgen ist meine Dose abhanden gekommen, diesen Abend ist meine Börse verschwunden. Mein Aufenthalt in Paris fängt schlecht an! . . . Habe ich vielleicht meine Börse im

Gasthause gelassen, wo wir so viel gegessen und noch mehr getrunken haben? Das ist möglich, denn ich war etwas benebelt. Aber ich glaube doch, daß ich sie in meine Westentasche gesteckt habe . . . Wenn ich sie nicht im Gasthause gelassen habe, so muß man sie mir gestohlen haben . . . Aber es war doch Niemand bei mir als mein Freund Ernest; sollte er . . . nein, ich kann nicht glauben, daß er ein Dieb ist. Ein Mann, der in der Geschichte so bewandert ist, der genau weiß, daß Troyes vor Zeiten die Hauptstadt der Tricassier war! . . . Aber sein schnelles Verschwinden scheint mir doch etwas verdächtig . . . Eine schöne Geschichte! Ich hatte mein ganzes Geld in der Börse . . . Ah ich glaube, daß ich noch etwas kleine Münze in der Westentasche habe. Ja, richtig, vier Sous . . . Ich besitze noch vier Sous! . . . Ich will weiter gehen, denn mit dieser Summe kann ich die Hausmeister nicht für mich gewinnen . . . Vier Sous! ich komme diesen Morgen mit fünfhundert Franken nach Paris, und diesen Abend habe ich nur vier Sous . . . Ein theueres Pflaster in Paris! man braucht sich freilich nicht alle Tage bestehlen zu lassen . . . Der Spitzbub! er trug doch keine weiße Cravate!«

II.

Wie gefährlich es ist, Abends nach dem Wege zu fragen.

Der arme Choublanc ging aufs Gerathewohl fort; der Verlust seiner Börse zeigte ihm, wie gefährlich es ist, mit unbekannten Leuten Bekanntschaft zu machen, ihnen seine Angelegenheiten zu erzählen und zumal ihnen Erfrischungen anzubieten.

Er wußte nicht was er thun sollte; anfangs wollte er in das Gasthaus, wo er so gut gelebt hatte, zurückkehren, um dort zu fragen, ob man seine Börse nicht gefunden; aber der Weg war sehr weit, es war schon spät, er fürchtete sich zu verirren, und mit vier Sous in der Tasche konnte er keinen Wagen nehmen.

Zum Unglück trug er keine Uhr bei sich. Er hatte in seiner Jugend drei Uhren verloren und dann den Entschluß gefaßt, keine mehr bei sich zu tragen, denn er wußte kein besseres Mittel, keine mehr zu verlieren.

Aber da ein anständiger Mann nicht sagen kann: ich habe keine Uhr, so hatte er eine sehr schöne gekauft, die er immer über dem Camin hängen ließ. Dies war freilich nicht bequem, wenn er außer dem Hause wissen wollte was es ge-

schlagen hatte, aber er tröstete sich mit dem Gedanken: Diese Uhr wird man mir wenigstens nicht stehlen.

Bei seiner Abreise nach Paris war Choublanc seinem Grundsatz treu geblieben, er hatte seine Uhr zu Hause gelassen.

»Ich werde morgen in das Gasthaus gehen,« sagte er zu sich; »aber ich habe eine Ahnung, daß ich meine Börse nicht wieder finden werde ... Aber wo soll ich übernachten? Mit meinen vier Sous kann ich doch nicht in einen Gasthof gehen ... Halt, ich erinnere mich, daß mein Freund, der Spitzbube ... denn ich glaube wirklich, daß er ein Spitzbube ist... daß der Gauner von Logirhäusern sprach, wo man für zwei Sous zwischen Stricken schlafen kann ... Ich kann diese letzten Worte nicht ohne Schaudern sprechen, es scheint mir immer, daß die Leute, welche so übernachten, früher oder später gehenkt werden ... Nun, man muß alles probiren, wenn man nach Paris kommt, es bleibt mir ja auch nichts Anderes übrig. Ich will nicht auf der Straße übernachten, man würde mich als Vagabunden arretiren ... Ach Gott! wenn Leonore wüßte, in welcher Lage ich bin! sie würde ihre vornehme Miene annehmen und zu mir sagen: Gehen Sie, ein Choublanc verdient es nicht besser! — Aber ich werde mich wohl hüten, ihr mein Mißgeschick zu erzählen, wenn ich sie wieder finde ... O meine Leonore, wo bist Du? Du ruhst auf weichen Flaumen, während dein Gatte nicht weiß wo er ein Obdach finden soll! Und um Dich zu sehen, um Dich aufzufinden, habe ich mich in diese Verlegenheit gebracht! ... Der Spitzbube Ernest hatte vollkommen Recht, daß ich ein seltener Mensch bin, den man unter eine Glasglocke setzen müsse ... Mich dünkt, die Gasthöfe

zu zwei Sous sind in der Margarethenstraße, in der Vorstadt Saint-Antoine. Ich muß mich erkundigen . . . Da kommt eine Dame, ich will sie fragen.

»Entschuldigen Sie, Madame, wo kommt man in die Vorstadt Saint-Antoine?«

»Gehen Sie weiter, Polisson, und lassen Sie mich in Ruhe! . . . Sie sehen mich für Eine an, die ich nicht bin.«

»Ich bitte noch einmal um Entschuldigung, Madame, Sie haben mich nicht recht verstanden. Ich wünsche den Weg in die Vorstadt Saint-Antoine zu wissen.«

»Wenn Sie mich nicht in Ruhe lassen, so rufe ich einen Polizeisergenten . . . Solche Kniffe kennt man schon. Die Frauenzimmer auf der Straße anzureden! Pfui! Solchen Leuten sollte man Maulkörbe anlegen, wie den Hunden!«

Choublanc bleibt ganz verblüfft stehen und die Dame geht schimpfend weiter.

»Es ist also verboten, Abends nach dem Wege zu fragen,« seufzt er. »Ich möchte wissen wie es die Fremden in Paris machen. Es kann nicht so seyn, die Dame hatte gewiß Zahnschmerzen. . . Dort kommt Jemand, der eine Mütze, trägt. Ich hoffe, daß der sich nicht vor mir fürchten wird.«

»Entschuldigen Sie, mein Herr, bin ich noch weit von der Vorstadt Saint-Antoine entfernt?«

»Was! Was wollen Sie damit sagen? Ein Mann von gesetztem Alter sollte solche dumme Späße nicht machen. Nach einem Ort zu fragen, wenn man darin ist! Das kennen wir, alter Staarmatz. Guten Abend!«

Der junge Mensch mit der Kappe geht lachend weiter.

»Warum nennt er mich einen alten Staarmatz?« sagt Choublanc zu sich. »Er behauptet, ich wolle einen Spaß ma-

chen; man sieht wohl, daß er mich nicht kennt! Doch es fällt mir ein, er sagte, ich sey darin. Ob er die Vorstadt Saint-Antoine meint? Dann muß ich nach der Margarethenstraße fragen . . . Aber ich getraue mich nicht mehr Jemanden anzureden, die Leute sind hier sehr ungefällig; in Troyes hätte man mich schon zehnmal begleitet.«

Choublanc geht einige Schritte weiter, ohne recht zu wissen was er thun soll. Endlich geht ein Mann, der wie ein Arbeiter aussieht, neben ihm her und singt:

»Ich lebe fein lustig beim Schmaus,
Und lache die Gläubiger aus;
Sie werden alle geprellt.
Was liegt mir an dem Geld?
Trink, Brüderchen, trink!...«

»Der scheint kein Grillenfänger zu seyn,« denkt Choublanc, »er singt, und ist folglich guter Laune, er wird mich hoffentlich nicht grob behandeln; ich will sehen, ob ich diesesmal glücklicher bin.«

Ohne zu bemerken, daß der Sänger einen tüchtigen Rausch hat, eilt ihm Choublanc nach, berührt seine Schultern und sagt sehr höflich:

»Bitte tausendmal um Verzeihung, daß ich Sie anhalte. Könnten Sie mir nicht sagen . . .«

Der Betrunkene läßt ihn nicht ausreden, er schreit mit heiserer Stimme:

»Siehe da, Galochard! Alter Knabe, Du wolltest ja diesen Abend zum »stillen Zecher« kommen; aber Du bist ausgeblieben, Du Faulpelz! Es ist nicht schön, die Freunde warten zu lassen . . .«

»Entschuldigen Sie, mein lieber Herr, ich glaube, Sie irren sich . . .«

»Wie! ich irre mich? Siehe doch das alte Kalb! . . . Höre, Galochard . . . das ist noch nicht alles. Ein Mann ist ein Mann, nicht wahr? Und ein Mann muß Charakter und Gefühl haben . . . Meinst Du nicht auch?«

»Ja wohl, ich bin ganz Ihrer Meinung; aber ich bin nicht das alte Kalb, wofür Sie mich halten . . .«

»Still, laß mich doch ausreden . . . Man hat Charakter, oder man hat keinen . . . Aber wenn man etwas sagt, muß es dabei bleiben! . . . Du hattest versprochen, deinen Freunden diesen Abend bei Triquot eine Maß Wein zu zahlen; . . . warum bist Du nicht gekommen? . . . Aber es soll Dir nicht geschenkt seyn, Du mußt herausrücken und zwar auf der Stelle . . . Wir Beide trinken zusammen, und das kommt aufs gleiche hinaus . . .«

»Mein Gott! wie oft soll ich Ihnen sagen, daß Sie mich für einen Andern halten! Ich war in meinem Leben nicht der Galochard, den Sie meinen.«

»Was! Du bist nicht Galochard? . . . Wer bist Du denn? Bist Du ein Freund oder nicht?«

»Ich will mit dem größten Vergnügen Ihr Freund seyn, wenn Sie die Gefälligkeit haben wollten, mir die Margarethenstraße zu zeigen; ich bin in Paris sehr wenig bekannt, und ich fürchte . . .«

»Was faselt er da? Du willst den Namenstag einer Margaretha feiern? Ich bin dabei! . . . Also ein Freund bist Du? Dann mußt Du auch Charakter haben und die Maß Wein für Galochard bezahlen . . . Du bist hier unbekannt? Wir wollen schon Bekanntschaft machen. Mit mir geht es

sehr leicht, ich bin kein Duckmäuser, ich hasse die Duckmäuser. Ich bin eine aufrichtige Seele und ein lustiger Bruder . . . Du auch? das ist schön! Du mußt eine Maß zahlen.«

»Nein, so ist es nicht gemeint! Ich ersuche Sie mir den Weg zu zeigen, und wenn Sie mir ihn nicht zeigen wollen, so lassen Sie mich los!«

Der arme Choublanc sucht sich von dem Trunkenbold los zu machen, aber dieser will ihn nicht loslassen.

»Was bedeutet das?« lallt er. »Du willst die Maß Wein nicht zahlen! und Du gibst Dich für einen Freund aus? . . .«

»Ich bin Ihr Freund nicht, ich kenne Sie nicht.«

»Was! Du kennst mich nicht und packst mich auf der Straße an! . . . Du wolltest mich also beleidigen?«

»Gott bewahre! Im Gegentheile, ich wollte . . .«

»Nur nicht lange räsonnirt! . . . Zahlst Du eine Maß, so bist Du ein Freund . . .«

»Ich kann leider nicht das Mindeste zahlen . . . Ich habe heute schon zu viel gezahlt.«

»Du willst also nicht? Du hast mir eine Nase gedreht? Warte nur!«

»Erlauben Sie doch, hören Sie mich an . . .«

III.

Kampf.

Der Trunkenbold will nichts hören, er gibt dem armen Choublanc einen tüchtigen Faustschlag auf die Schulter.

Der Aerger gibt unserm Champagnesen Muth, er stößt seinen Gegner kräftig zurück und wirft ihn ohne Mühe zu Boden; aber zum Unglück fällt er mit ihm, weil er zu unbesonnen über ihn hergefallen war.

Der Trunkenbold schrie wie ein Esel und schlug mit der Faust um sich.

Choublanc wollte aufstehen; aber zuvor mußte er seinen Rockschoß aus den Händen seines Gegners losmachen.

Inzwischen kam ein junger Mensch in einer Blouse, welcher die Kämpfenden schnell auseinanderbrachte.

»Was ist das?« sagte er; »seyd Ihr denn Beide betrunken? Der Lärm muß ein Ende haben, sonst werde ich auch böse!«

»Nein, mein lieber Herr,« sagte Choublanc aufstehend, »ich bin nicht betrunken; ich danke Ihnen tausendmal, daß Sie mich aus den Händen dieses Trunkenboldes befreit haben. Ich kenne ihn nicht, er wurde grob und schlug mich, weil ich ihn ganz höflich gebeten hatte, mir den Weg zu zeigen.«

Während Choublanc sprach, betrachtete ihn der Andere mit größerer Aufmerksamkeit; dann sagte dieser:

»Ich irre mich nicht, es ist der Herr, welcher diesen Morgen neben mir auf einem Omnibus saß ... Der Herr, welcher von Troyes kommt, und die Rue de Chartres, die Rue Froidmanteau, die Rue du Coq suchte ...«

»Ja, der bin ich ... Ach! jetzt erkenne ich Sie auch; Sie halfen mir auf, als ich auf allen Vieren auf dem Omnibus spazirte.«

»Ganz recht; aber was machen Sie denn so spät in der Vorstadt Saint-Antoine? Haben Sie Bekannte hier?«

»O nein, leider habe ich keine Bekannte ... Ach! wenn Sie wüßten, wie es mir seit diesem Morgen gegangen ist! ... Sie würden mich beklagen, denn ich bin in einer schrecklichen Verlegenheit.«

»Wirklich? Wenn ich Ihnen in etwas dienen kann, so verfügen Sie über mich.«

»O tausend Dank! Sie sind mein guter Genius.«

»Ich bin nur Jacques Thibaut, ein Kunsttischlergeselle, aber ich bin gern gefällig.«

»Ich will Ihnen Alles erzählen, was mir seit diesem Morgen begegnet ist ... Aber lassen Sie uns fortgehen von diesem betrunkenen Menschen.«

»O, er wird Ihnen nichts mehr thun. Sehen Sie nur, er schläft schon.«

»Ja, wahrhaftig, er schnarcht.«

»Ich will ihn etwas auf die Seite schleppen, er könnte sonst unter die Wagenräder kommen.«

Der junge Arbeiter faßt den Betrunkenen bei den Schultern und zieht ihn dicht an ein Haus; dann geht er

wieder zu Choublanc, der seinen durch den Faustkampf zerrütteten Anzug zu ordnen sucht und dann seinem neuen Bekannten ausführlich erzählt, was ihm im Laufe des Tages begegnet ist; er vergißt natürlich weder den Verlust seiner Dose und Börse, noch sein Gabelfrühstück in der Rivolistraße.

»Sie sind bestohlen worden,« erwiedert der junge Arbeiter, der ihm sehr aufmerksam zugehört hat, »das ist klar wie der Tag. Der Mann, welcher sich an Sie anschloß, ist ein Gauner; er merkte wohl, daß Sie ein Fremder sind. Leider gibt es in großen Städten eine Menge solcher Menschen, welche auf Kosten Anderer leben; wenn dieser sich noch begnügt hätte, auf Ihre Kosten zu schmausen, so hätte es wenig zu bedeuten, aber Ihre Dose und Börse zu nehmen!«

»Sie glauben also, er habe mir Beides genommen?«

»Ohne Zweifel. Es ist der Mann mit dem Vollbarte, der hinter Ihnen saß und Ihnen den Tabaksrauch ins Gesicht blies.

»Ganz recht ... Er nannte sich Ernest.«

»O die Namen thun nichts zur Sache, die Gauner nehmen täglich einen andern Namen an. Sein Gesicht war mir nicht ganz unbekannt, ich glaubte es schon irgendwo gesehen zu haben; aber als er bemerkte, daß ich ihn beobachtete, wandte er sich schnell ab, und ich habe nicht mehr an ihn gedacht.«

»Wenn Sie ihn nur erkannt hätten und wüßten wo er wohnt ...«

»Wo er wohnt! solche Gauner haben ja keine Woh-

nung, sie übernachten heute hier und morgen dort ... Wo gedenken Sie zu übernachten?«

»Ich besitze nur noch vier Sous; der Gauner Ernest erzählte mir, in der Margarethenstraße könne man für zwei Sous übernachten und ich war eben auf dem Wege dahin.«

»Sie wollen in einer solchen Herberge übernachten! Wissen Sie denn nicht, was Sie in solchen Häusern zu erwarten haben?«

»Ich weiß nur, daß man dort mit oder ohne Stricke schlafen kann.«

»Und Sie ahnen wohl nicht, von wem solche Häuser bewohnt werden?«

»Nein, ich ahne gar nichts. Sie wissen, daß ich von Troyes, aus der Heimat der gesulzten Schweinsköpfe, komme.«

»Kommen Sie mit mir, wir sind nicht weit von der Margarethenstraße, ich will Sie führen und Ihnen Dinge zeigen, die Ihnen die Lust benehmen werden, dort zu übernachten.«

»Wirklich? nun, ich verlasse mich auf Sie, mein junger Freund. Seyen Sie mein zweiter Führer, der erste ...«

»Hat Sie bestohlen. Apropos, haben Sie eine Uhr?«

»Nein, wenigstens nicht bei mir.«

»Das ist sehr gut. Und Sie haben keine Dose mehr?«

»Ach, nein!«

»Das ist gut. Und kein Geld mehr?«

»Nur noch vier Sous.«

»Das ist gut ...«

»Wie so denn? Ich bin nicht Ihrer Meinung.«

»Sie werden doch einsehen, daß Sie jetzt nicht mehr bestohlen werden können.«

»Ja, das ist wahr, es ist immer ein Trost.«

»Aber ein Schnupftuch haben Sie vermuthlich bei sich?«

»Ja, das versteht sich, ein Schnupftuch habe ich.«

»Dann rathe ich Ihnen, beständig die Hand darauf zu halten . . . Jetzt kommen Sie mit mir.«

»Ich weiß nicht, wohin Sie mich führen werden; aber ich habe schon eine Gänsehaut.«

IV.

Merkwürdige Beobachtungen.

Die beiden neuen Bekannten gingen weiter.

»Sie wissen, mein lieber Herr,« sagte Jacques zu dem Champagnesen, »daß es in Paris eine große Menge Vagabunden, entlassene Sträflinge und anderes Gesindel gibt, denen der Aufenthalt in dieser Stadt verboten ist, die aber, diesem Verbote zum Trotz, beständig wieder kommen, um hier neue Verbrechen zu begehen.«

»Sie machen mir Angst, mein junger Freund.«

»Dies ist leider nur zu gewöhnlich! In London scheint sich dieses Gesindel in die City zu flüchten. Jede große Stadt hat ihre verrufenen Straßen, welche einer gewissen Classe und zwar dem Abschaum der Gesellschaft, überlassen sind.«

»Nun, wenn es einmal so seyn muß,« meinte Chou-blanc, »die Suppe hat auch ihren Abschaum und ist trotz-

dem sehr gut zu genießen ... Fahren Sie fort, lieber Freund, Sie erlauben doch, daß ich Sie so nenne?«

»Sie erweisen mir viel Ehre, mein lieber Herr; aber erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß Sie den Freundestitel etwas leichtsinnig austheilen, denn Sie kennen mich ja kaum. Ehe man Jemanden seinen Freund nennt, sollte man doch wissen, wer er ist, was er treibt und ob er unserer Freundschaft würdig ist.«

»Junger Kunsttischler, Sie sprechen wie Sokrates; wenn Sie zu seiner Zeit gelebt hätten, wären Sie einer der Weisen Griechenlands geworden. Ich muß gestehen, daß ich zu sorglos bin, vielleicht zu viel Vertrauen habe; aber es ist mir nie gelungen, diesen Fehler abzulegen.«

»Diesen Fehler, wenn es einer ist, findet man wenigstens nie bei arglistigen Leuten ... Doch um wieder auf die abscheulichen Spelunken zu kommen, wo Sie übernachten wollten, so müssen Sie wissen, daß Sie in die Gesellschaft solcher Leute gekommen seyn würden.«

»Man würde mir wahrscheinlich noch etwas gestohlen haben!«

»Es werden in diesen Herbergen weit schrecklichere Dramen aufgeführt, als im Ambigu oder im Theater an der Porte Saint-Martin. Vormals gab es in Paris einen Ort, den man die »Mausefalle« nannte. Dieses berüchtigte Diebesnest war mitten auf der Markthalle und es versammelten sich daselbst die ärgsten Gauner beiderlei Geschlechts. Die »Mausefalle« war so bekannt, daß viele Fremde und selbst vornehme Pariser aus Neugierde hineingingen.

Auch in der Straße Saint-Honoré, unweit des Café

de la Regence, befand sich ein Spielhaus, unter dem Namen Hôtel d'Angleterre bekannt, welches nicht minder berüchtigt war als die »Mausefalle.« Das Hôtel d'Angleterre war indeß die Aristokratie des Lasters; es war dort eine Roulette und ein »Biribi«. In diesem letzten Spiel konnten die Leute, welche ihre großen Summen an der Roulette verloren hatten, ihre letzten Sous setzen. Die beiden berüchtigten Häuser waren die ganze Nacht offen, und viele Leute hatten gar keine andere Wohnung.«

»Sind Sie auch darin gewesen, junger Mann?«

»Nein, zu meiner Zeit existirten diese Häuser nicht mehr; aber ich lese viel, und durch Lectüre lernt man Mancherlei.«

»Ich gratulire Ihnen. Ich habe nie etwas Anderes gelernt als Domino.«

»Ich will Sie in eine dieser modernen Spelunken führen, welche sich auch Cafés nennen, im Grunde aber nichts als Spielhöllen sind.«

»Sie wollen mich also in ein Café führen, wie jenes, wo ich mit dem Gauner Ernest gefrühstückt habe?«

»O nein, es ist ganz etwas Anderes ... doch da sind wir in der Margarethenstraße.«

»Sie ist keineswegs schön.«

»Aber doch weit besser erleuchtet als vormals.«

»Aber man sieht hier gar sonderbare Gesichter! Es ist hier nicht so elegant wie auf dem Boulevard Madeleine.«

»In Paris hat jeder Stadttheil sein Gepräge, seine Moden, seine Physiognomie.«

»Wohin führen Sie mich denn, lieber junger Freund?«

»In eine der besuchtesten Spelunken.«

»Entschuldigen Sie, was verstehen Sie unter einer Spelunke?«

»Man nennt hier so einen unsauberen, von Gaunern und Diebsgesindel besuchten Ort. — Vor einem schmutzigen, düstern Hause bemerken Sie eine Art Bude, die schlecht erleuchtet ist; durch die kleinen räucherigen, mit Papier verklebten Fensterscheiben sieht man keine Art von Waare und man weiß nicht, was darin verkauft wird. Aber wenn man einen Augenblick still steht, sieht man die Stammgäste aus- und eingehen ... Zerlumpte Menschen, größtentheils mit blassen Gesichtern, tiefliegenden Augen und unheimlichem Blick; wenn sie lachen, drückt ihr Gesicht keinen Frohsinn aus, es ist Frechheit, Liederlichkeit in der abscheulichsten Gestalt. Das Traurigste ist, daß man blutjunge Leute unter diesem Gesindel sieht. Man findet in einer solchen Spelunke vierzehnjährige Knaben, welche, schon durch böses Beispiel verführt, die Arbeit, das elterliche Haus verlassen haben, um sich dem Müßiggang, dem Spiel und der Völlerei zu ergeben, kurz, die Bahn zu betreten, welche unausbleiblich zum Diebstahl und zum Bagno führt ... Da ist das Haus, in welches ich Sie führen will ...«

»Ich danke Ihnen, ich will lieber nicht hineingehen; was Sie mir gesagt haben, macht mir Angst.«

»Kommen Sie nur, ein Mann muß Alles sehen. Verlassen Sie sich nur auf mich, bei mir haben Sie nichts zu fürchten. Ueberdies ist Ihr Anzug bei dem Faustkampf so in

Unordnung gekommen, daß Sie nicht allzu elegant erscheinen. Kommen Sie nur.«

Choublanc entschließt sich endlich, seinem neuen Führer zu folgen. Dieser öffnet eine kleine Glasthür, und Beide treten in ein sogenanntes Café.

V.

Die Spielhölle in der Margarethenstraße.

Das Innere der Kneipe ist widerlich; das Gas ist hier noch unbekannt, und da das Oel sehr gespart wird, so herrscht nur ein Dämmerlicht, welches durch einen dichten Tabaksrauch noch verfinstert wird, denn alle Gäste haben kurze Pfeifen im Munde.

In dieser dicken, heißen, feuchten Atmosphäre, welche nicht nur nach Tabak, sondern auch nach Wein, Branntwein, Knoblauch, Zwiebeln und Menschen riecht, welche sich nicht anders waschen, als wenn sie zufällig ins Wasser fallen, bemerkt man einige Tische und ein Billard.

Der Raum ist mit Menschen angefüllt. Einige sitzen an Tischen und trinken Wein oder Branntwein, denn der Kaffeh ist hier ziemlich unbekannt; Einer, der halb benebelt ist, singt ein obscönes Lied, ein Anderer liegt schon auf dem Tische und schläft; sein Nachbar liegt unter dem Tische und man hält es nicht für nothwendig, ihn aufzuheben. Einige spielen Karten . . . und was für Karten! Man kann die Farben nicht mehr unterscheiden. Die Spieler, welche sich unter einander zu betrügen suchen, üben sich dabei im Rupfen der Gimpel, welche ihnen in die Hände fallen.

Am Billard ist das Gedränge am stärksten. Die Spieler wollen eine Poule machen, aber zuvor werden Wetten gemacht. Die Betheiligten greifen in die Tasche und bald sieht der Fremde mit Erstaunen die Tafel mit Geld bedeckt; zuweilen werden sogar Goldstücke gesetzt.

Geld in den Taschen dieses Strolches, dessen Blouse an mehren Stellen zerrissen ist, dessen schlecht geflickte Hosen nur noch mit Mühe zusammengehalten werden! und sogar Gold in den Taschen jenes Andern, dessen bleiche, eingesunkene Wangen auf Mangel und Elend deuten, und durch dessen Stiefel die bloßen Füße an mehren Stellen hervorschauen!

Was soll man von solchen Widersprüchen denken? Diese Leute sind in der That ganz geeignet, der Armuth jedes Mitleid zu entziehen.

Choublanc sieht sich erschrocken nach allen Seiten um, schmiegt sich an seinen Begleiter und flüstert ihm zu:

»Kommen Sie, ich habe genug gesehen ... Das Café von diesem Morgen war mir doch lieber; man verzehrt dort freilich viel Geld, aber es ist doch Alles elegant und man fühlt sich behaglich. Hier ist gerade das Gegentheil.«

»Warten Sie doch, Sie müssen irgend eine Scene anhören. Es ist selten, daß hier nicht ein picanter Auftritt stattfindet. Kommen Sie, wir wollen uns an jenen Tisch setzen, dort können wir sehen, wer aus- und eingeht.«

»Aber ich habe nur vier Sous ...«

»Fürchten Sie nichts, hier halte ich Sie frei. Es ist übrigens auch nicht theuer ... Kellner, zwei Gläser blauen Zwirn, und geschwind!«

»Was! ich soll blauen Zwirn schlucken! Was ist das?«

»Branntwein aus Lumpen destillirt: der abscheulichste Fusel, den es gibt ... Sie wissen jetzt, was Sie zu erwarten haben.«

»Sehr verbunden.«

Der Branntwein wird gebracht; der Kellner läßt sich sogleich bezahlen, wie es im Hause der Brauch ist.

Choublanc setzt das Glas an den Mund und kostet den »blauen Zwirn«; er macht ein fürchterliches Gesicht, denn er glaubt ungelöschten Kalk im Munde zu haben.

Aber sein Begleiter stößt ihn an, um seine Aufmerksamkeit auf einen kaum sechzehnjährigen Jüngling zu lenken. Der junge Mensch ist groß und schlank, sein Gesicht ist schön und hat etwas Offenes, Gewinnendes, seine blauen Augen haben noch nicht ganz die Frechheit des Lasters; aber er hat die seinem Alter eigene Beweglichkeit und Kraft schon verloren. Sein Anzug besteht aus einer ziemlich saubern blauen Blouse, grauen Tuchhosen, guten Schuhen uud einer fast neuen Mütze; er scheint zu zögern, als er die Thür der Kneipe öffnet, er schaut einen Augenblick hinein und ist im Begriff wieder fortzugehen.

Der Unglückliche! Warum hört er nicht auf die innere Stimme, welche ihn vor dieser Höhle des Lasters warnt, die ihm zuruft, die Spelunke, wo er schon verderbliche Bekanntschaften gemacht hat, für immer zu fliehen! Die ganze Zukunft hängt oft von einem jugendlichen Fehltritt ab; aber er ist nicht mehr stark genug, um den bösen Neigungen zu widerstehen.

Während er an der Thür steht, kommen zwei Gäste auf ihn zu. Der eine ist ein kleiner breitschultriger, abschreckend häßlicher Mensch von etwa dreißig Jahren; er trägt

eine Art Feß, der keine Form mehr hat und dessen Quaste ihm auf die Stirn herabhängt; sein übriger Anzug besteht aus einem zerlumpten graugelben Kittel und schmutzigen Leinwandhosen, die nur bis auf die Waden herabgehen.

Das Lächeln dieses Menschen, welcher dabei zwei gewaltige Zähne, ähnlich den Hauern eines Ebers, zeigt, hat etwas Gräßliches, Höllisches.

Der Andere ist groß und mager, wie ein Skelett, sein gelbes Gesicht hat einen trüben Ausdruck, sein Blick ist tückisch und lauernd. Seine obere Körperhälfte ist mit einem Kleidungsstück bedeckt, welches einmal ein Paletot gewesen seyn muß, aber jetzt mit Bindfaden zusammengehalten wird; auf dem Kopf hat er einen alten, runden Hut, an welchem der Rand fehlt; ein Stück Matratzenstoff, wie ein Seil zusammengerollt, vertritt die Stelle der Cravate.

Er hält beide Hände in den Taschen, welche mit einer Menge von Gegenständen angefüllt zu seyn scheinen.

»Wahrhaftig,« sagt Choublanc leise zu seinem Begleiter, »ich fand heute den Anzug Ernest's etwas nachlässig, aber ich muß gestehen, daß er im Vergleich mit diesen Leuten ein wahrer Stutzer ist.«

»Hören Sie jetzt was die Beiden zu dem armen jungen Menschen sagen werden . . .«

»Ich möchte lieber fortgehen; in dieser Spelunke finde ich meine Leonore doch nicht, und ich bin ja nach Paris gekommen um sie zu suchen.... Ich habe es Ihnen noch nicht erzählt . . .«

»Hier nicht, mein lieber Herr. Ich habe Sie hierher geführt, um zu sehen und zu hören, und nicht um zu plaudern . . . Still! hören Sie zu und verhalten Sie sich ruhig.«

»Nun, Jüngelchen, wolltest Du denn fortgehen?« sagte der Kleinere und klopfte den jungen Menschen auf die Schulter. »Wolltest Du denn auf eigene Faust umherstrabanzen, statt mit alten Freunden, die einen soliden Burschen aus Dir machen wollen, ein vernünftiges Wort zu reden?«

»Ach! das ist ja Grassouillot!« antwortet der junge Mensch. »Und der lange Leflanqué. Ich habe heute tüchtig gearbeitet und möchte mich jetzt unterhalten.«

»Nun, so bleibe bei uns. Da Du gearbeitet hast, so kannst Du Dich auch nach Herzenslust unterhalten. Man kann ja nicht immer arbeiten wie ein Neger. Wir sind Weiße und verabscheuen die Sclaverei!«

Man hätte ihm den Titel eines Weißen, mit welchem er prahlte, füglich streitig machen können, denn seine Haut war so braun wie die eines Mulatten.

»Ich habe Späne,« setzte er hinzu, »und Du gewiß auch; wir wollen uns ein Bischen lustig machen. Komm, Leflanqué, führe den Kleinen an den Tisch dort, wir wollen etwas auftragen lassen.«

Der einzige noch unbesetzte Tisch befand sich gerade neben dem Tische, an welchem Choublanc und Jacques saßen.

Der junge Mensch läßt sich verleiten und setzt sich an den Tisch; bald kommen mehre andere Strolche und sagen ihm guten Abend, indem sie einander vielsagende Blicke zuwerfen.

Man schenkt ihm zu trinken ein und fordert ihn zum Spiele auf; er zieht zwei Fünffrankenstücke aus der Tasche und der sogenannte Weiße, der so stolz ist, kein Neger zu seyn, sagt mit habgieriger Frechheit:

»Nicht mehr als diese zwei »Räder!« Du mußt ja viel Geld bei Dir haben.«

»O nein, denn gestern hat man uns bestohlen als ich in der Stadt umherschlenderte und meine Mutter ihre Arbeit ablieferte. Man hat bei uns eingebrochen und hat alle Kleider meiner Mutter, alle unsere Ersparnisse mitgenommen; wir haben nichts mehr. Um Brot zu kaufen, entschloß sich meine Mutter einen Ring, den sie am Finger trug, zu verkaufen; ich habe ihn eben zu einem Goldarbeiter getragen, der mir diese beiden »Räder« dafür gegeben hat. Meine Mutter wartet auf das Geld . . . und wenn ich es verspiele, womit sollen wir dann Brot kaufen?«

»Sey nur unbesorgt, Kleiner, wir haben Mosen und die Propheten, wir werden Dich schon flott machen, wenn Du auf dem Trocknen sitzest. Du kennst doch das Lied: Die Freunde sind stets da, sie helfen aus der Noth.«

Der junge Mensch fängt an zu spielen und verliert die beiden Fünffrankenstücke die er seiner Mutter bringen sollte; dann gewinnt ihm der abscheuliche Grassouillot seine Blouse gegen den zerlumpten Kittel ab. Der große Leflanqué gewinnt seine neue Kappe und gibt ihm dafür seinen Hutkopf ohne Rand.

Endlich als er eben im Begriffe ist, sein gutes graues Tuchbeinkleid gegen die zerrissene Leinwandhosen zu setzen, erscheinen neue Gäste und treten an den Tisch, wo der junge Gimpel gerupft wurde.

Einer von ihnen klopft Leflanqué auf die Schulter und sagt:

»Nun, die Sache ist gestern ganz gut gegangen . . . Du hast mit Grassouillot in der Rue de Charenton »la=

virt;« ich sah, wie Du Dich durch die »Laterne« davonmach- test . . . es war Zeit, ihr wäret sonst gefaßt worden.«

Die beiden angeredeten Gäste antworteten mit einem widerlichen Gelächter und schenkten dem jungen Menschen zu trinken ein.

Dieser, der erst halb benebelt ist, scheint aufmerksam zu werden: er sieht den Mann, der eben gesprochen, forschend an und sagt:

»Wie! in der Rue de Charenton? gestern? . . . was haben sie denn gemacht?«

»Sie haben ein bischen »ausgeräumt.«

»Bei wem denn?«

»Bei wem? . . . Weißt Du es denn nicht? Bei deiner Mutter . . . sie sind es, die ihre Stube ausgeräumt haben. Da ich Dich mit ihnen trinken sah, dachte ich, Du wüßtest es und hättest deinen Antheil daran.«

Der junge Mensch ist ganz betroffen; er wird leichenblaß und sieht die beiden Spieler ganz bestürzt an.

Diese fangen an vor Freude zu brüllen, dann füllen sie das Glas ihres Opfers und reichen es ihm.

»Nun ja,« sagt der Eine grinsend, »wir haben's gethan . . . zier' Dich nur nicht und sey nicht kindisch! . . . Was kümmern uns die »heiligen Geister« von der Polizei! wir sind eine Bande, Du bleibst bei uns und gehst nicht wieder in deine Barrake . . . Du sollst bei uns lernen, wie süß die Freiheit ist.«

Der Unglückliche ist einige Augenblicke unschlüssig; aber man umringt ihn, redet ihm zu, man lacht und schreit und singt, man macht eine Menge gräulicher Späße, bis der arme

bethörte Jünglinge endlich mit den beiden Dieben, welche seine Mutter bestohlen haben, anstößt.

»Kommen Sie, hier halte ich's nicht mehr aus!« sagt Choublanc, dem ganz übel zu Muthe wird. »Geschwind, fort aus dieser Hölle! Es ist zu entsetzlich! . . . Wir wollen die Wache holen und die Schurken arretiren lassen!«

»Es würde nichts nützen,« erwiedert Jacques Thibaut, »hier würde man sie nicht auf der That ertappen. Aber beruhigen Sie sich nur, die Polizei hat ein wachsames Auge auf die Gauner, die in diesen Spelunken ihre Zusammenkünfte halten; sie werden über kurz oder lang eingefangen und der verdienten Strafe überliefert.«

»Nun, das freut mich! . . . Aber jetzt kommen Sie, ich halte es nicht länger aus . . . Mein Gott! wenn Leonore wüßte, daß ich hier gewesen bin, sie würde mir nicht einmal guten Tag mehr sagen!«

Choublanc athmet erst wieder frei auf, als er mindestens hundert Schritte von der abscheulichen Kneipe, in welche ihn sein neuer Bekannter geführt, entfernt ist.

VI.

Eine glückliche Familie.

Jacques Thibaut muß laufen, um Choublanc einzuholen. Endlich gelingt es ihm, den Champagnesen zu beruhigen. Er nimmt seinen Arm und sagt:

»Laufen Sie doch nicht so, man verfolgt uns ja nicht.«

»Wissen Sie das gewiß? Als ich aufstand, kam es mir vor, als ob mir einer jener Gauner mit der Faust drohte.«

»Sie haben sich geirrt, man hat sich gar nicht um uns gekümmert.«

»Aber ich möchte doch so bald wie möglich weit von hier fort seyn.«

»Beruhigen Sie sich . . . Sie sind jetzt in der Vorstadt Saint-Antoine, die im Ganzen von ehrenwerthen Leuten bewohnt wird. Sie finden hier keinen Luxus, wohl aber biedere, arbeitsame Bürgersleute, die gern bereit sind, ihren Nebenmenschen zu helfen und gefällig zu seyn.«

»Ach! Sie wälzen mir einen Stein vom Herzen, lieber rFeund . . . Was ich soeben gesehen, hatte mir Paris ganz verleidet. Ich wäre morgen Früh wieder abgereist, ohne die Hoffnung, meine Frau zu finden.«

»Man muß ja eine große Stadt nicht nach dem Innern eines Hauses beurtheilen! Es wäre gerade so, als wenn

Jemand, der über einen Pflasterstein stolpert, behaupten wollte, alle Straßen wären schlecht gepflastert.«

»Ich muß gestehen, daß ich in Troyes Gelehrte gekannt habe, die nicht so vernünftig sprachen wie Sie.«

»Man braucht ja kein Gelehrter zu seyn, um gesunden Menschenverstand zu haben.«

»Ich glaube sogar, daß das Gegentheil der Fall ist ... Aber ich möchte doch wissen, wo ich mit meinen vier Sous übernachten soll.«

»Sie können bei mir bleiben, wenn Sie mein Haus nicht verschmähen.«

»Bei Ihnen, lieber Freund! ... Ach! verzeihen Sie, ich vergesse es immer, daß Sie es nicht gern sehen, wenn ich Sie als Freund betrachte ... Wie! Sie würden so gefällig seyn, mich zu beherbergen?«

»Warum denn nicht? Sie haben mir schon gesagt, wer Sie sind, und es ist leicht zu sehen, daß Sie die Wahrheit sagen; es ist mir daher ein Vergnügen, einem braven Mann, der sich zufällig in Verlegenheit befindet, einen Dienst zu erweisen ... Es ist freilich bei mir nicht so elegant wie im Hôtel du Louvre; aber Sie werden das Nothwendige und eine freundliche Aufnahme finden, und können ruhig schlafen.«

»Ruhig schlafen! mein Gott! das ist ja Alles was ich verlange, und dazu brauche ich nicht auf Sammt und Seide und Gold zu ruhen.«

»Da sind wir schon zu Hause.«

Jacques Thibaut steht vor einem großen, hübschen Hause still. Er klopft; die Hausthür thut sich auf.

Der Pförtner, ein Schneider, sitzt mit untergeschlage-

nen Beinen auf einem Tische, und ruft dem jungen Handwerker zu:

»Monsieur Jacques, ich habe Sie eben beim Kragen. Sehen Sie, mit dem neuen Kragen nimmt sich Ihr Rock wieder recht stattlich aus, und wenn erst die neuen Knöpfe daran sind, so wird er aussehen, als ob er funkelnagelneu aus den Magazinen zum »Propheten« oder »Franz I.« käme... Ach Gott! Sie sollen sehen, wie hübsch Sie sich machen werden, wenn Sie den Rock angezogen haben.«

»Schönen Dank, Papa Lupinot... Ich muß Ihnen sagen, daß dieser Herr, der bei mir ist, diesen Abend nicht wieder fortgeht... er schläft hier im Hause.«

»Schon gut, Monsieur Jacques... Gewiß ein Herr Vetter; er sieht Ihnen sehr ähnlich... er hat dasselbe Profil, dieselbe...«

»Nein, es ist kein Verwandter; aber er braucht es auch nicht zu seyn, um bei mir zu wohnen.«

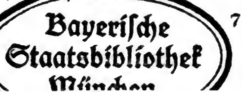
»Sie sind ja Herr in Ihren vier Wänden, Monsieur Jacques... Ich wünsche sehr wohl zu schlafen... Aber was ich noch sagen wollte: ich nehme Metallknöpfe in Ihren Rock, das putzt mehr auf... Ist es Ihnen recht?«

»O ja! ich überlasse es Ihnen... Gute Nacht!«

Jacques Thibaut geht über den Hof und steigt eine nicht erleuchtete Treppe hinauf.

»Folgen Sie mir,« sagt er zu seinem Gast; »halten Sie sich am Geländer; wir haben ein bischen hoch zu steigen. Ich wohne im fünften Stocke, aber ein Hanwerksmann macht nicht so glänzende Geschäfte, wie ein Wechselagent.«

»Ich folge Ihnen so hoch wie Sie wollen.«



»Oben werden wir Licht finden; denn man erwartet uns . . . oder wenigstens mich.«

»Wie, man erwartet Sie? wohnen Sie denn nicht allein?«

»Nein, ich bin so glücklich, noch eine Mutter zu haben; und dann habe ich eine kleine Nichte, ein vierjähriges Kind, bei mir . . . ich habe die Kleine so lieb, als ob ich ihr Vater wäre.«

»Wirklich! Sie leben also mit Familie? Ich gratulire.«

»Sie haben vollkommen Recht, denn meine beiden Angehörigen machen mich recht glücklich. Wenn ich nach Hause komme, schlägt mein Herz immer vor Freude, weil ich weiß, daß ich von meiner Mutter und meiner kleinen Louise zärtlich begrüßt werde.«

Jacques Thibaut kommt mit seinem Gast in den fünfen Stock. Er braucht nicht zu klopfen; man hat seinen Tritt erkannt. Eine Thür thut sich auf, eine kleine, beleibte, aber muntere Frau von fünfzig Jahren in einfacher Bürgerstracht ruft ihm entgegen:

»Bist Du es, Jacques?«

»Ja, Mutter, ich bin's.

Zugleich hüpft ein kleines Mädchen aus der Thür und breitet die Arme nach ihm aus.

»Da ist mein lieber Onkel!«

»Wie, Louise, Du bist noch nicht im Bett?« sagte Jacques, und nimmt die Kleine auf den Arm; es ist schon recht spät für Dich.«

»Sie wollte durchaus wach bleiben, bis Du nach Hause

kämest,« sagte die Mutter. »Mein Gott! da ist ja ein Herr! Ist er mit Dir gekommen?«

»Ja, Mutter, dieser Herr ist mein Gast . . . Kommen Sie herein . . . Dies ist meine Mutter, und dies meine kleine Nichte, die ihre Eltern schon verloren hat . . . Sie sehen, ich habe eine bescheidene Wohnung, wie es sich für einen Handwerker ziemt, der ehrlich durch die Welt kommen will. Jetzt thun Sie, als ob Sie zu Hause wären.«

Choublanc begrüßt die Mutter Thibaut's mit einer tiefen Verbeugung, und küßt die Kleine auf die rosigen Wangen.

»Madame,« sagt er, »ich werde Ihnen große Last machen; denn Ihr Herr Sohn war so gütig, mir für diese Nacht seine Wohnung anzubieten.«

»Ja, Mutter, dieser Herr ist heute in Paris angekommen, und man hat ihm schon all sein Geld gestohlen. Er wußte nicht was er anfangen sollte . . . aber ich hatte schon diesen Morgen auf einem Omnibus seine Bekanntschaft gemacht; ich fand ihn hier in der Nähe wieder, und als ich seine Verlegenheit erfuhr, bot ich ihm ein Nachtlager bei uns an . . . Habe ich recht gethan?«

»Ja wohl, lieber Jacques, man thut immer wohl, wenn man Jemanden gefällig ist.«

»Sehen Sie wohl, lieber Herr, ich wußte wohl, daß meine Mutter mit mir einverstanden seyn würde; wir haben ja immer einerlei Meinung gehabt . . . Jetzt, Mutter, wollen wir unser Abendbrot nehmen, nicht wahr?«

»Ja wohl, es ist gleich fertig.«

»Und wir haben Hammelfleisch mit Kartoffeln!« sagte

die kleine Louise, in die Hände klatschend. »O! Kartoffeln esse ich gern!«

Jacques zieht eine kleine Puppe für zwei Sous aus der Tasche und gibt sie dem Kinde.

»Hier, Louise,« sagte er, »das ist für Dich!«

»Ach! wie hübsch! . . . Sieh nur, Großmama, die allerliebste Puppe!«

»Ja, ja, ich werde sie gleich anschauen; jetzt habe ich keine Zeit . . . dein Onkel verzieht Dich.«

»Ich danke schön, lieber Onkel . . . Es soll mein Töchterlein seyn; ich werde sie recht hübsch putzen . . .«

»Ich hoffe es, Du wirst sie doch nicht nackt lassen.«

Jacques küßt das Kind und wendet sich dann zu seinem Gast:

»Es ist so schön, den Kindern eine Freude zu machen, und es ist so leicht! . . . Ich habe nie begreifen können, wie man ein Kind betrüben oder weinen lassen kann. Kinder sollten nie wissen was Kummer ist; das Leben ist ja ohnedies lang genug für die Sorgen . . .«

»Erlauben Sie; man behauptet, daß die Kinder oft ohne Ursache weinen.«

»Glauben Sie das nicht, lieber Herr; wer das sagt, will sich nicht die Freude machen, die Kinder zu trösten. Mit einem Spielzeug für zwei Sous ist Louise ebenso vergnügt, als wenn ich ihr eines für zwanzig Franken schenkte . . . Gott sey Dank, die Kinder der Armen haben oft ebenso viele, vielleicht noch mehr Freuden, als die Kinder der Reichen, denn sie werden nicht verzärtelt . . . Sind Sie ein Kinderfreund?«

»Ich glaube, daß ich ein großer Kinderfreund geworden wäre,« antwortete Choublanc seufzend, »aber meine Gattin hat mir dieses Glück nicht gewährt!«

VII.

Ein trostreiches Bild.

»Sie sehen, lieber Herr, das ist unsere Wohnstube, wo alle Arbeiten verrichtet werden. Wir haben kein Vorzimmer. Das zweite Zimmer ist säuberer; es ist auch das Zimmer meiner Mutter, und die Kleine schläft bei ihr. Dort ist ein großes Cabinet, wo mein Bett steht; dort werden Sie schlafen.«

»Aber wo werden Sie denn schlafen, lieber Freund? Denn jetzt, da ich Ihre Familie kenne, müssen Sie mir schon erlauben, daß ich Sie so nenne.«

»Ich schlafe hier.«

»Aber es ist ja kein Bett hier.«

»Ich brauche kein Bett; ich habe zwei Matratzen in meinem Bett; ich nehme die eine und Sie behalten die andere . . . Sind Sie damit zufrieden?«

»Sie sind zu gütig . . . Morgen Früh schreibe ich nach Troyes an meineu Notar, daß er mir geschwind Geld schickt . . . Wie lange braucht ein Brief von Paris nach Troyes?«

»Höchstens einen Tag; aber dann müssen Sie die Antwort erwarten . . .«

»Ja, das ist wahr! Was fange ich unterdessen an?«

»Sie wohnen hier bis Sie Geld bekommen; das versteht sich von selbst.«

»Sie sind zu gütig . . .«

»Bin ich denn nicht mehr Ihr Freund?«

»Allerdings . . . aber ein Freund wie Sie ist eine große Seltenheit . . . und man nennt Manchen, der uns nur zu schaden sucht, einen Freund! Man sollte wirklich für wahre Freunde einen andern Namen erfinden.«

Während Jacques Thibaut in sein Cabinet geht, betrachtet Choublanc das Zimmer, in welchem er sich befindet. Es ist an einer Seite etwas schräg, weil es unmittelbar unter dem Dache ist; die Meubles sind von Nußbaumholz, aber Alles ist ungemein sauber gehalten. Es enthält einen großen Speiseschrank, acht Stühle, einen großen runden Tisch und noch einen Tisch mit einem Fächerschrank, in welchem das Porzellan aufbewahrt wird. Auf beiden Seiten des Camins sind Gesimse mit Kupfergeschirr und anderem Hausgeräth.

Alles ist sauber und blank.

Die Thür des zweiten Zimmers ist offen, und da die Mutter Thibaut's mit einem Licht hineingegangen ist, so kann Choublanc einen Blick hineinwerfen. Es ist ein kleineres, aber hübsch tapezirtes Zimmer mit einem gebohnten Fußboden; in einem mit Zitzvorhängen verzierten Alcoven sieht man ein nettes, weißes Bett, und neben demselben ein hübsches Kinderbett. Die Einrichtung besteht aus zwei Fauteuils, vier Stühlen, einer Commode von Mahagonyholz, einer kleinen Stockuhr und zwei Alabastervasen mit künstlichen Blumen. Das Ganze hat ein freundliches, wohnliches Aussehen.

Choublanc geht wieder zum Camin, und während Mama Thibaut den runden Tisch deckt, betrachtet er einen auf dem Caminfeuer stehenden Topf, in welchem das Ragout mit den Kartoffeln siedet und einen appetitlichen Duft verbreitet. Seine lange Wanderung in Paris hat ihm wieder Appetit gemacht, und ungeachtet des theuern Frühstücks fühlt er sich fähig, dem Abendessen seines neuen Wirthes recht tüchtig zuzusprechen.

»Nehmen Sie gefälligst Platz, lieber Herr,« sagt die Frau vom Hause lächelnd.

Choublanc läßt sich nicht lange nöthigen; er setzt sich zwischen Madame Thibaut und ihren Sohn; die kleine Louise erhält ihren Platz neben ihrem Onkel, und auf ihre Bitte wird auch der Puppe ein Plätzchen vergönnt. Das Abendessen bestand aus Ragout, Salat, Käse und Weinbeerenmus; aber ein zufriedenes Herz ist die beste Würze der Mahlzeit.

VIII.

Ein trostreiches Bild.

(Fortsetzung.)

Choublanc, der in Folge seiner langen Sitzung in dem Gasthause der Rivolistraße nicht so viel Appetit hat als die Andern, ergreift mit Vergnügen die Gelegenheit, von sich und seinen Angelegenheiten zu sprechen. Während die Familie des Handwerkers sich das Abendessen noch wohl schmecken läßt, wiederholt er die Erzählung, welche er dem schurkischen Ernest schon früher gemacht hatte, aber er erzählt

noch ausführlicher seine Brautwerbung, seine Verheirathung mit Leonore und die Folgen derselben.

Als er endlich Alles erzählt hat, erwiedert Jacques Thibaut:

»Wenn ich aufrichtig reden soll, mein lieber Herr, so erkläre ich Ihnen, daß ich einer Frau, wie die Ihrige, nicht nachlaufen würde.«

»Glauben Sie, lieber Freund? Aber wenn Sie Liebe für Sie fühlen ...«

»Ich glaube, daß man für eine Person, die sich immer nur unartig benommen, keine Liebe fühlen kann.«

»Man hofft immer, es werde sich ändern. Die Frauenzimmer wechseln in der Liebe, warum sollten sie sich nicht ändern, wenn das Gegentheil der Fall ist?«

»Warum? Weil die Frauenzimmer, wie ich gehört habe, den Wetterfahnen ziemlich ähnlich sind: wenn sie rostig werden, sitzen sie fest.«

»Mein Gott, Jacques!« sagte die Mutter, »Du wirst doch jetzt von den Frauenzimmern nichts Schlimmes denken, Du hast ja deine Juliette so lieb!«

»Nein, Mutter, ich scherzte nur ... aber finden Sie denn, daß sich die Gemalin dieses Herrn gut gegen ihn benimmt?«

»Nein, das will ich nicht sagen, aber man hat sie gegen ihren Willen verheirathet und sie liebte einen Andern; dies ist die Ursache der Abneigung, welche sie gegen ihren Mann gezeigt hat. Man muß indeß nie alle Hoffnung aufgeben; die Dame muß jetzt vernünftig geworden seyn und sie wird ihren Gemal vielleicht sehr freundlich empfangen, wenn sie ihn wieder sieht.«

»Ach, wenn Sie doch die Wahrheit sagten, liebe Madame Thibaut!«

»Ja,« sagte Jacques lächelnd, »und deshalb hat sie ihre Adresse nicht zurückgelassen, als sie sich nach Paris begab.«

»Sie hat es vielleicht vergessen.«

»Wenn ich das glauben könnte!« seufzte Choublanc. »Kurz und gut, morgen Früh, wenn ich nach Hause geschrieben habe, werde ich Madame Noirville aufsuchen ... diesen Namen führt sie jetzt ...«

»Wie, sie hat auch Ihren Namen abgelegt? das ist stark!«

»Sie konnte den Namen Choublanc nicht leiden.«

»Aber der Name ist doch recht hübsch.«

»Aber Sie, lieber Herr Thibaut,« erwiederte der Champagnese, »scheinen auch auf Freiersfüßen zu gehen.«

»Ja wohl,« erwiederte Jacques, »die Hochzeit hätte schon vor sechs Monaten seyn sollen. Juliette ist ein braves, arbeitsames Mädchen, wir haben uns unendlich lieb; meine Mutter liebt sie wie ihre Tochter, und Juliettens Vater, der brave Herr Dupuis, behandelt mich wie seinen Sohn.«

»Ich sehe, daß Sie Alle einig sind; die Sache ist ganz leicht.«

»Mein Gott! es war vor sechs Monaten Alles bereit, da wurde die Hochzeit durch ein unglückliches Ereigniß verzögert. Herr Dupuis ist ein Kunsttischler, der zwar nicht sehr reich ist, aber ein recht hübsches Geschäft hat; er wollte seiner Tochter sechstausend Franken zur Einrichtung eines kleinen Geschäftes mitgeben. Ich würde Juliette ohne Mitgift

genommen haben, aber ihr Vater wollte, daß wir sogleich ein selbstständiges Geschäft anfingen.«

»Er hat Recht, lieber Jacques,« sagte die Mutter, »man muß ihn deshalb nicht tadeln.«

»Kurz, der arme Dupuis, der sehr arglos ist, weil er nie im Leben Jemand übervortheilt hat, erhielt damals den Besuch eines eleganten Herrn, der sehr vornehm that und für eine eben gemiethete Wohnung die nöthigen Möbel haben wollte. Er wählte für viertausendfünfhundert Franken; die Möbel wurden in die Wohnung gebracht. Am andern Morgen sollte er bezahlen, aber er blieb aus. Dupuis sagte, er wird nicht Zeit gehabt haben, er wird morgen kommen. Aber auch der folgende Tag verging, ohne daß der Käufer erschien. Juliettens Vater entschloß sich nun, zu dem eleganten Herrn zu gehen. Er kommt in das Haus, wo die Möbel abgeliefert sind. Herr von Saint-Amour, diesen Namen hatte sich der Herr gegeben, war nicht mehr da, er war Tags zuvor abgereist, nachdem er die Möbel von einem Andern, dem er sie wahrscheinlich wieder verkauft, hatte forttragen lassen.«

»O, der Spitzbube! Es scheint in Paris nicht an Spitzbuben zu fehlen.«

»Juliettens Vater war nun um sein Geld betrogen; er konnte seiner Tochter nun nicht die sechstausend Francs auszahlen; vergebens sagte ich zu ihm: »Sie können uns ja das Geld später geben,« er wollte sich nicht darauf einlassen, und meine Verheirathung wird aufgeschoben, bis Herr Dupuis diesen Verlust ersetzt hat.«

»Ich sehe wohl, daß man nicht aus der Provinz zu kommen braucht, um sich in Paris betrügen zu lassen.«

»Die Leute lassen sich überall betrügen,« sagte die Mutter Thibaut's lächelnd.

»Und seit sechs Monaten hat Herr Dupuis den Möbeldieb nicht wieder gefunden?«

»Nein; Herr Dupuis kommt fast gar nicht aus seinem Magazin ... ich hatte jenen Saint-Amour nur einmal gesehen; aber sein Blick gefiel mir nicht ... und diesen Morgen, als ich auf dem Omnibus fuhr, glaubte ich in dem Gesichte des Mannes, welcher Ihre Dose zu sehen wünschte, eine gewisse Aehnlichkeit mit Jemand zu finden, den ich irgendwo gesehen hatte, ich wußte nur nicht wo ... seitdem ist mir eingefallen, daß es der Blick des eleganten Herrn war, der den Vater Juliettens betrogen hat .. Doch ich werde mich wohl geirrt haben; Ihr Ernest war so schlecht und nachlässig gekleidet, und es ist ja immerhin möglich, daß zwei verschiedene Personen ganz gleiche Augen haben. Aber ich habe es nachher doch bereut, daß ich dem Menschen nicht gefolgt bin ... ich möchte ihn wohl wieder finden!«

»Ich auch, das können Sie glauben ... Und gleichwohl wäre er im Stande zu behaupten, daß er meine Börse nicht genommen!«

»Allerdings; wenn Sie warten bis er es eingesteht, um ihn festnehmen zu lassen, können Sie lange warten!«

»Komm', Louise,« sagte die Mama aufstehend, »es ist Zeit zu Bett zu gehen.«

»Ach, liebe Mama!« sagte das Kind, »meine Puppe hat noch Hunger.«

»Nein, mein Kind, es ist schon viel zu spät für Dich. Sage gute Nacht und komm.«

»Aber ich muß doch auch beten ...«

»Das wirst Du auf deinem Bett thun.«

Die Kleine reicht dem Gast ihre rosigen Wangen zum Kuß und entfernt sich mit der Großmutter. Choublanc, der durch die Anstrengungen der Reise und die Gemüthsbewegungen, welche ihm der erste Tag in Paris verursacht hat, sehr ermüdet ist, sehnt sich ebenfalls nach Ruhe.

Man wünscht ihm gute Nacht und er legt sich auf das Bett Thibaut's, während die kleine Louise auf ihrem Bett kniet und ihr Abendgebet hersagt.

Nach einigen Minuten schlief die ganze Hausgenossenschaft in der Wohnung des Handwerkers.

IX.

Die guten Leute.

Als Choublanc erwacht, ist es beinahe acht Uhr und Jacques ist schon an seine Arbeit gegangen. Aber die gute Mama Thibaut hat für ihren Gast Kaffeh gemacht.

»Nicht wahr, Madame, ich bin ein Langschläfer?« sagt der Reisende zu seiner freundlichen Wirthin; »aber ich fühle mich so glücklich bei Ihnen, daß ich noch nie so gut geruht habe.«

»Das freut mich, mein lieber Herr. Warum soll man nicht schlafen, wenn man Zeit hat und müde ist? . . . Doch Ihr Frühstück erwartet Sie. Ich habe Kaffeh gemacht; Sie nehmen vielleicht keinen Kaffeh zum Frühstück?«

»Allerdings, Madame, es ist mein gewöhnliches Frühstück . . . Aber Sie beschämen mich wirklich durch Ihre Güte.

Ich sehe wohl, daß es auch brave, rechtschaffene Leute in Paris gibt.«

»In Paris kann man Alles finden, mein lieber Herr; aber da die Stadt groß ist, so findet man Gutes und Schlechtes in größerer Menge als anderswo.«

Nach dem Frühstück schreibt Choublanc an seinen Notar in Troyes, er will fortgehen, um den Brief auf die kleine Post zu geben, als ihn Madame Thibaut zurückhält und mit einiger Verlegenheit zu ihm sagt:

»Entschuldigen Sie, ich habe noch einen Auftrag von meinem Sohne . . .«

»Reden Sie, liebe Dame.«

»Ich weiß nicht wie ich es anbringen soll, es ist freilich ganz einfach, aber wenn man nicht gewohnt ist . . .«

»Wenn ich wüßte was es ist, so würde ich Ihnen helfen; aber ich habe gar keine Ahnung.«

»Ich glaube doch, daß Sie nicht böse darüber werden können . . . Sehen Sie, mein lieber Herr, diesen Morgen sagte mein Sohn zu mir: Unser Gast ist bestohlen worden und hat nicht mehr als vier Sous in der Tasche; ein Mann wie er kann aber nicht mit vier Sous in Paris umhergehen und Nachforschungen anstellen; denn man muß vielleicht einen Wagen nehmen oder etwas essen, und was soll man da mit vier Sous anfangen? deshalb sage zu unserm Gast: Hier haben Sie zwanzig Franken . . . auch noch mehr, wenn Sie wünschen . . . Ich strecke Ihnen das Geld nur vor: Sie bekommen ja ohnedies bald Geld und werden mir dieses zurückgeben; Sie brauchen sich daher gar keinen Zwang anzuthun . . . Jetzt habe ich den Auftrag ausgerichtet.«

Choublanc wird durch die Freundlichkeit der braven Leute bis zu Thränen gerührt. Er wendet sich ab und schnaubt sich; endlich faßt er die Hand der Mama Thibaut und erwiedert:

»Wahrhaftig, Sie denken an Alles! Sie kennen mich kaum und behandeln mich, als ob ich Ihr Verwandter wäre ... Es gibt sogar Verwandte, die man nicht so gut behandelt ... Ich nehme das Geld an, liebe Madame Thibaut, weil ich weiß, daß ich es Ihnen in kurzem zurückgeben kann. Ich gestehe Ihnen sogar, daß es mir sehr angenehm ist; wenn man gewohnt ist, immer eine wohlgefüllte Börse zu haben und auf einmal die Tasche leer findet, so wird man ganz verlegen und weiß nicht was man anfangen soll ... Es ist Einem immer, als ob etwas fehlte, und es fehlt wirklich etwas Wesentliches! ... Und wenn man noch dazu an einem fremden Orte ist, wo man keine Bekannte, keinen Credit hat ... Gestern kam es mir vor, als ob man mir's ansehen könnte, daß ich nur vier Sous bei mir hatte, und es war doch schon Abend ... Denken Sie sich also, wie beschämt ich am hellen Tage gewesen seyn würde!«

»Hier sind also zwanzig Franken, lieber Herr. Ist das genug?«

»O ja. Ich habe nicht Lust, noch einmal dumme Streiche zu machen ... Aber entschuldigen Sie, wenn ich ebenfalls eine Frage an Sie richte. Sie kommen doch durch dieses Darlehen nicht in Verlegenheit? Ich könnte mich mit einer geringeren Summe begnügen.«

»O nein, lieber Herr, fürchten Sie nichts. Es wäre nicht gut, wenn man fleißig arbeitet und sparsam ist, nicht einmal einen kleinen Sparpfennig auf die Seite zu legen.«

»Dann sage ich Ihnen tausend Dank ... Ich gehe, um meinen Brief auf die Post zu geben.«

»Es ist ein Briefkasten hier ganz in der Nähe, bei dem Krämer an der ersten Straßenecke gegen den Boulevard.«

»Und ich werde dann sogleich meine Nachforschungen beginnen; wie ich höre, soll meine Frau auf dem Boulevard Beaumarchais wohnen ...«

»Sie werden sie gewiß finden,« erwiederte Madame Thibaut; »eine Frau ist ja größer als eine Stecknadel«.

»Ja wohl, aber Sie sitzt nicht so fest ... Auf Wiedersehen, Madame!«

»Sie wissen, lieber Herr, daß wir um acht Uhr speisen; wenn Sie wieder unser Gast seyn wollen, so wird es uns recht angenehm seyn. Gestern war es ausnahmsweise schon zehn Uhr; aber mein Sohn hatte für seinen Principal Geschäfte zu besorgen.«

»Ich danke Ihnen, Madame; aber erwarten Sie mich nicht; ich werde wahrscheinlich irgend wo anders speisen ... Auf Wiedersehen, Louischen, gib mir einen Kuß.«

»Adieu, Herr Chou-Rouge!«

»Was sagst Du da?« eiferte die Großmutter. »Der Herr heißt ja Choublanc!«

»Zürnen Sie ihr nicht, Madame. Ich könnte ja eben so gut Chou-Rouge heißen, vielleicht würde Leonore dann meinen Namen beibehalten haben. Es gibt Leute, welche das Rothe dem Weißen vorziehen.«

X.

Verlorener Löffel.

Choublanc geht auf die Boulevards zu.

»Wenn es seyn muß,« sagt er für sich, »so gehe ich in alle Häuser; ich gehe an keinem Hause vorüber, denn es könnte gerade das Haus seyn, wo Leonore wohnt; wenn ich die eine Seite des Boulevards abgesucht habe, so fange ich mit der andern Seite an. Es wird wohl etwas lange dauern, aber ich habe ja Zeit. Ich bin nach Paris gekommen, um Leonore zu sehen und ich reise nicht wieder ab, ohne ihr herrliches Profil betrachtet zu haben. Ich werde meinen Zweck erreichen, es gehe wie es wolle!«

Unser Reisender beginnt seine Nachforschungen . . . Nach sechs Stunden war er erst in zehn Häusern gewesen, denn die Hausmeister sind nicht immer bereit, Rede und Antwort zu geben. Wenn einer abwesend war, so ging unser Champagnese in einen Hof oder unter eine Hausflur und blieb vor dem Fenster eines Portiers stehen, welcher zuweilen mit andern Personen beschäftigt war, und Choublanc, welcher gemächlich plaudern wollte, pflegte zu warten, bis der Pförtner Zeit hatte, ihn anzuhören und ihm zu antworten.

Wenn er fragte: »Wohnt hier Madame de Noirville?« so antwortete man ihm immer mit einer andern Frage: Was

ist die Dame? Aber statt ganz einfach zu antworten: sie lebt von ihren Renten, begann Choublanc, seiner Gewohnheit gemäß, seine ganze Ehestandsgeschichte zu erzählen und eine genaue Personenbeschreibung seiner Frau zu geben; und um zu erklären warum er getrennt von ihr lebte, begann er die Geschichte seiner jungen Liebe und seiner Brautwerbung, so daß er bei jedem Hausmeister mindestens Dreiviertelstunden verweilte.

So kam es denn, daß Choublanc um fünf Uhr Nachmittags erst in zehn Häusern gewesen war. Er hatte nichts über Leonore erfahren; hingegen kannte man in allen diesen Häusern genau die Liebes- und Ehestandsgeschichte des Champagnesen.

»Ist der Boulevard Beaumarchais lang?« fragte Choublanc, als er aus dem zehnten Hause kam.

»O ja, sehr lang; auf dieser Seite geht er bis Nr. 102 oder 104.«

»Diable! Dann werde ich viel Zeit brauchen . . . vielleicht werde ich Leonore finden, ohne bis zur letzten Nummer zu gehen . . . aber für heute ist's genug. Es ist fünf Uhr und ich fühle Appetit. Ich will bei meinen braven Wirthsleuten nicht speisen; sie würden vielleicht nicht zugeben, daß ich meinen Antheil bezahle . . . Und überdies dauert es mir bis acht Uhr zu lange. Zuerst will ich in die Rivolistraße gehen, wo ich gestern gespeist habe; ich will heute nicht dort essen, es ist zu theuer; ich möchte nur wissen, ob man mir über meine Börse etwa Auskunft geben kann.«

Choublanc begibt sich in die Rivolistraße; er erkennt das Gasthaus, in welches ihn sein Freund Ernest geführt hat. Er tritt ein und nennt die Ursache, welche ihn zurück-

führt; aber seine Börse hat sich nicht gefunden und Niemand weiß ihm Auskunft darüber zu geben.

Der Champagnese geht fort und wendet sich wieder zu den Boulevards. Er denkt: »Ich will zu einem festen Preise speisen; dann weiß ich, daß ich nicht mehr ausgebe als ich will; ich will meinen Tisch für mich allein haben und mit Niemanden reden . . . O! ich werde von jetzt an vorsichtig seyn.«

Der Troyaner geht rasch und entschlossen weiter, er bleibt nicht mehr vor den Schaufenstern stehen. Bald kommt er auf den Boulevard du Temple.

Dort hat man eine große Auswahl unter den Gasthäusern. Choublanc tritt in eine Thür, an welcher ein Schild ist mit den Worten: Diner zu zweiunddreißig Sous.

Viele Tische sind bereits besetzt, aber einige sind noch frei.

Choublanc setzte sich an einen Tisch und sagt zu dem Kellner:

»Ich will hier speisen, aber unter der Bedingung, daß man Niemand mehr an diesen Tisch setzt.«

»Wir legen nie zwei Bestecke auf einen Tisch,« erwiedert der Kellner, »es müßte denn eine Gesellschaft zusammen seyn.«

»Sie versprechen mir also, daß ich allein an diesem Tische sitzen werde.«

»Allerdings.«

»Ich sage Ihnen aber im Voraus, wenn Sie Jemanden an meinen Tisch setzen, so gebe ich Ihnen alle Speisen zurück und gehe fort! Sie haben mich doch verstanden?«

Der Kellner entfernte sich lachend. Das Verlangen

des Fremden, durchaus allein zu speisen, scheint indeß so auffallend, daß man beschließt, ein wachsames Auge auf ihn zu haben.

Der arme Choublanc kann nicht aufschauen, ohne dem forschenden Blicke eines Kellners zu begegnen.

»Man wird in diesen Gasthäusern zu festen Preisen ganz vortrefflich bedient,« sagt er zu sich. »Wie aufmerksam man ist! Ich kann keine Bewegung machen, ich kann mein Schnupftuch nicht aus der Tasche ziehen, ohne daß ein Kellner auf mich zueilt . . . Die Dienerschaft scheint meine kleinsten Wünsche errathen zu wollen ... Und was für ein Diner um zweiunddreißig Sous! Es ist mir unbegreiflich: Suppe, drei Speisen nach Auswahl, Dessert, eine halbe Flasche Wein und Brot so viel man essen will . . . Man sage mir noch, es sey in Paris theuer zu leben . . . Das ist nicht wahr! Wenn ich zu Hause so speisen wollte, würde meine Köchin dreimal mehr Geld ausgeben ... Gestern habe ich freilich vierzig Franken für ein Gabelfrühstück bezahlt, aber daran war der Spitzbube Ernest schuld. Der Mensch muß gar keinen Boden im Magen haben.«

Als Choublanc mit seinem Dessert fertig war und eben bezahlen wollte, kommt ein Kellner ganz bestürzt und sagt seinem Cameraden ins Ohr: »Es fehlt ein Löffel.«

»Was! es fehlt ein Löffel?« sagt der andere Kellner. »Dann muß ihn dieser Herr genommen haben ... Deshalb wollte er auch allein speisen.«

Choublanc, der schon vom Tische aufgestanden war und sich entfernen wollte, wurde von dem Kellner aufgehalten.

»Warten Sie einen Augenblick, mein Herr,« sagt die-

ser mit ironischer Höflichkeit. »Sie dürfen nicht so fortgehen, man wird sie zuvor durchsuchen!«

»Mich durchsuchen!« sagt der Champagnese bestürzt, »warum denn? Ist es denn in Paris Mode, die Leute zu durchsuchen, die zu bestimmten Preisen essen? ... Ich habe gestern in der Rivolistraße gespeist und man hat mich nicht durchsucht.«

»O! stellen Sie sich nur nicht so unschuldig,« entgegnete der Kellner, »wir kennen unsere Leute.«

»Aber warum wollen Sie mich denn durchsuchen?«

»Es fehlt ein Löffel, und ich wette, daß Sie ihn gestohlen haben ...«

»Ich soll einen Löffel gestohlen haben! Das ist zu arg! Gestern hat man mir meine Dose und meine Geldbörse gestohlen und heute nimmt man mich für einen Dieb! ... Kellner, Sie sind ein Lump! ...«

Während Choublanc sprach, betastete der Kellner seine Taschen, aber sein Camerad machte dem Inquisitionsgeschäft ein Ende, denn er kam wieder und sagte: »Jean, der Löffel hat sich gefunden ... Man hatte nicht richtig gezählt.«



XI.

Choublanc geht unter die Artillerie.

Der Kellner hält ganz beschämt inne und stammelt einige Entschuldigungen.

Choublanc stößt ihn etwas unsanft zurück und geht an das Comptoir, um sein Diner zu bezahlen.

»Hier, Madame,« sagte er zu der Cassierin, »sind meine zweiunddreißig Sous. Sie werden es natürlich finden, daß ich nichts für den Kellner gebe und daß ich mich wohl hüten werde, künftig hier wieder zu speisen.«

»Sie müssen ihn wohl entschuldigen, mein Herr, es ist ein Irrthum ...«

»Ich weiß wohl, daß es ein Irrthum ist, Madame; aber wenn er glaubte, daß ihm ein Löffel fehlte, warum hat er sich denn gerade an mich und nicht an einen Andern gewandt?«

»Weil Sie durchaus allein an Ihrem Tische sitzen wollten, das schien ihm verdächtig.«

»Das ist zu arg! weil ich fürchtete, heute wieder bestohlen zu werden, vermuthet man, ich sey ein Spitzbube!... Wahrhaftig, die Pariser sind keine besseren Physiognomiker als die Leute in der Provinz.«

Choublanc geht zeitig zu seinen freundlichen Wirthsleuten in der Vorstadt Saint-Antoine, denen er die Er-

lebnisse von diesem Tage und den Vorfall im Gasthause erzählt.

»In Paris ist man mißtrauisch,« erwiedert Jacques Thibaut, »insbesondere gegen Personen, welche besondere Manieren haben und sich nicht in die allgemeine Sitte fügen. Der Kellner hat Ihr Verlangen auffallend gefunden, und daher kam sein Irrthum.«

»Lieber Jacques,« antwortete Choublanc, »ich habe zwar nicht den Scharfblick eines Adlers, aber doch genug gesunden Verstand, um zu denken, daß ein Mensch, der stehlen will, sich so benimmt wie Andere, um kein Aufsehen zu machen ... Ich werde jetzt wohl auf mich achten, wenn ich auf der Straße gehe; man könnte sonst noch etwas Verdächtiges an mir finden.«

Am andern Morgen setzt Choublanc seine Nachforschungen auf dem Boulevard Beaumarchais fort. An diesem Tage besucht er nur acht Häuser, weil er geschwätzigere Hausmeisterinnen findet, welche die Ehestandsgeschichte des fremden Herrn mit großem Vergnügen anhören und sogar viele indiscrete Fragen thun, die er aber unbeantwortet läßt.

Er erfährt indeß nichts was ihn auf die Spur Leonorens führen könnte.

Am folgenden Tage erhält Choublanc eine Antwort von seinem Notar, der ihm einen Creditbrief auf ein Pariser Bankhaus bis zu dem Betrage von fünftausend Franken schickt.

Der Champagnese begibt sich sogleich zu dem Banquier, läßt sich tausend Franken auszahlen und begibt sich in die Vorstadt Saint-Antoine zurück.

»Ich will Jacques sogleich bezahlen,« sagt er unter-

wegs. »Die braven Leute werden gewiß nicht besorgt seyn; aber man soll keine Schuld unbezahlt lassen, wenn man im Stande ist sie zu bezahlen ... und es war ja ein großes Glück für mich, daß ich dem braven Jacques Thibaut begegnete. Ich möchte den guten Leuten auf irgend eine Weise dankbar seyn; aber wie? Ein Geschenk würden sie vielleicht zurückweisen ... sie könnten es übel nehmen ... aber für die kleine Louise könnte ich ein hübsches Spielzeug kaufen. O ja, einem Kinde kann man immer ein Spielzeug schenken, ohne die Eltern zu beleidigen. Es kommt nur darauf an, was ich der Kleinen schenken soll.«

Während er über die Boulevards geht, zerbricht er sich den Kopf, um nachzusinnen, was einem Kinde wohl am meisten Freude machen könnte.

Nachdem er sich lange besonnen hat, ohne einen Entschluß gefaßt zu haben, geht er in die erste Spielwaarenhandlung, die er bemerkt. Dort findet er Alles sehr hübsch, Alles gefällt ihm.

»Ach! die schöne Kanone! wie allerliebst!« sagte Choublanc. »Kann man damit schießen?«

»Sie sehen ja, daß die Kanone von Holz ist ...«

»Ja, das ist wahr; man ladet sie also nicht mit Pulver?«

»Man schiebt eine kleine elastische Kugel hinein, und wenn man diese Feder zieht, so trägt es sehr weit.«

»Kann ich versuchen?«

»O ja.«

Der Spielwaarenhändler schiebt eine kleine lederne Kugel in die Kanone; Choublanc richtet das kleine Geschütz auf den Boulevard und sagt:

»Sehen Sie recht zu, ich ziele auf den Baum gegenüber.«

Er zielt lange, läßt die Feder los und die Kugel trifft das rechte Auge eines langohrigen Hundes, welcher ganz ruhig auf einer Bank neben seiner Herrin saß, während diese ihm ein rosenfarbenes Band auf dem Kopf befestigte.

Als der Hund die Kugel auf das Auge bekommt, fängt er an zu heulen, als ob man ihn geschlagen hätte; seine Herrin, eine ehrwürdige alte Dame, welche ihren Hut nicht nach der jetzigen Mode auf dem Hinterkopfe trägt, sondern tief auf die Augen gesetzt hat, wie einen Lichtschirm, fängt eben so laut an zu schreien wie ihr Hund.

»Es ist abscheulich, schändlich! Man bombardirt jetzt die Hunde! Quelle horreur! . . . Der meinige hat seine zehn Franken bezahlt, er trägt einen Maulkorb und hat seine Nummer wie ein Eckensteher . . . und er wird bombardirt! Armer Mirza! er hat die Kugel ins Auge bekommen, das ist schändlich! Ich verlange die Verhaftung des Meuchlers!«

Das Geschrei der Dame hat eine Zusammenrottung zur Folge; in Paris genügt ein weit geringfügigerer Anlaß, um die Gaffer und Pflastertreter anzulocken.

Der Hund accompagnirt seine Herrin mit einem kläglichen Geheul.

Choublanc, über die Folgen des Kanonenschusses bestürzt, verkriecht sich hinter einem großen Hanswurst; aber der Kaufmann, der den ganzen Vorfall nur von der lächerlichen Seite betrachtet, geht zu der Dame mit dem Augenschirm hinüber und sucht sie zu trösten.

»Ihr Hund kann nicht verwundet seyn, Madame,« sagt

er; »die kleine hölzerne Kanone, mit welcher man geschossen hat, enthielt nur eine elastische Kugel.«

»Nicht verwundet!« eiferte die Dame. »Sehen Sie doch nur sein Auge, wie es weint ...«

»Das linke Auge weint eben so viel,« sagte ein Gamin; »es ist ein alter, triefäugiger Köther.«

»Du lügst, Unhold! Mirza weint vor Schmerz und Kummer ... Aber wie kommen Sie dazu, mein Herr, Kanonen auf den Boulevard abzufeuern? Unterhalten Sie sich damit?«

»Nein, Madame, ein Herr, der in meinen Laden kam, hat das Spielzeug versucht.«

»Geben Sie mir ein Glas Wasser.«

»Mit Vergnügen, Madame.«

»Es ist nicht für mich,« fuhr die Dame fort, »ich will dem armen Thiere das Auge waschen.«

Die alte Dame folgt dem Spielwaarenhändler mit ihrem Hunde auf dem Arm und fragt, indem sie in den Laden tritt:

»Wer ist denn der alberne Mensch, der mit einer Kanone gespielt hat?«

Choublanc hält es nun für angemessen, hinter dem Hanswurst hervorzukommen, und sagt mit dem Ausdrucke tiefer Zerknirschung:

»Ich bin's, Madame, ich habe diese Ungeschicklichkeit begangen ... Und es thut mir um so mehr leid, da Ihr Hund wirklich allerliebst ist. Ich habe selten einen Hund mit so schönen Ohren gesehen.«

Dieses Compliment versetzt die Dame wieder in eine heitere Stimmung; sie hört auf zu schreien und erwiedert:

»Nicht wahr, er ist sehr hübsch?«

»Allerliebst, Madame!«

»Die ganze Familie ist schön,« setzte die Dame hinzu; »sein Vater hatte einen braunrothen Fleck auf der Stirn. Er war wunderschön! . . . der arme Mirza! Er würde vielleicht noch leben, wenn ich ihn hätte impfen lassen.«

»So! es hieß Mirza?«

»So wie dieser; aber um ihn von seinem Sprößling zu unterscheiden, nannte ich ihn Mirza den Ersten.«

»Dieser ist also Mirza der Zweite?«

»Ja, mein Herr.«

»Madame, hier ist Ihr Glas Wasser.«

Die Dame badet das Auge ihres Lieblings mit großer Sorgfalt. Endlich entschließt sie sich fortzugehen, nachdem sie Choublanc noch einmal den Rath gegeben, künftig keine Kanonen mehr auf dem Boulevard zu probiren.

»Nein, gewiß nicht, ich habe keine Lust dazu,« sagt Choublanc; »ich bin in solchen Dingen nicht glücklich . . . Aber dieser Vorfall erinnert mich an den ersten Tag, wo ich Leonore sah . . . die so herzlich lachte, als ich einem Bauer einen Pfeil in den offenen Mund schoß. Das waren glückliche Zeiten! ich war noch nicht ihr Mann, sie hatte sich noch nicht geflüchtet . . .«

»Wünschen Sie die kleine Kanone zu kaufen?« fragte der Spielwaarenhändler.

»O nein, ich fürchte, das kleine Mädchen könnte sich Schaden damit thun. Es wäre gefährlich.«

»Wie! für ein kleines Mädchen wünschen Sie ein Spielzeug?«

»Ja, für ein allerliebstes kleines Mädchen von etwa vier Jahren.«

»Dann brauchen Sie ja keine Kanone. Solche Spielsachen muß man den Knaben überlassen.«

»Ich glaube, Sie haben Recht. Was meinen Sie, wenn ich der Kleinen eine Trommel kaufte?«

»Eine Trommel würde eben so wenig passen . . . die Kleine müßte denn als Knabe gekleidet seyn.«

»Wozu rathen Sie mir denn?«

»Kleine Mädchen finden immer Gefallen an einer Puppe.«

Sie hat schon eine Puppe, die freilich kaum größer als mein Finger ist.«

»Dann kommt sie gar nicht in Betracht. Kaufen Sie eine schöne Gliederpuppe, welche die kleinen Mädchen ankleiden, das macht ihnen Vergnügen.«

»Ich glaube, Sie haben Recht . . . haben Sie solche schöne Puppen?«

»O ja, eine große Auswahl. Wünschen Sie eine angekleidete oder nackte?«

»Natürlich eine angekleidete, das ist anständiger.«

XII.

Die Puppe.

Der Spielwaarenhändler zeigt dem Champagnesen eine Sammlung von Puppen, die fast eben so groß sind wie die kleine Louise. Choublanc mustert sie; plötzlich bleibt er vor einer stehen und sagt erstaunt:

»O! Das ist merkwürdig ... welche frappante Aehnlichkeit! Es ist ganz ihr Porträt ...«

»Das Porträt des kleinen Mädchens?«

»Nein, das Porträt meiner Frau ... Es ist Leonore ... Leonore in ihrer Jugendblüthe. Es ist zum Sprechen ähnlich! ... Hat Jemand zu dieser Puppe gesessen?«

»Gott bewahre! Die Puppenköpfe werden dutzendweise gemacht.«

»Dann ist es ein sonderbarer Zufall. Ich kaufe die Puppe; wie viel kostet sie?«

»Fünfundzwanzig Franken, denn sie hat prächtiges Haar und kann ganz ausgekleidet werden. Wenn Sie sehen wollen ...«

»Nein, kleiden Sie sie nicht aus! Ich verbiete es Ihnen ... Hier sind fünfundzwanzig Franken; es ist nicht zu viel für Leonorens Porträt. Wickeln Sie sie sorgfälig ein.«

»Ja, ich will sie in Seidenpapier wickeln.«

»Unterdessen will ich einen Wagen nehmen; ich will

nicht zu Fuß mit dieser Puppe nach Hause gehen . . . ich bin auch etwas ungeschickt, ich könnte sie in den Koth fallen lassen, und das wäre jammerschade!«

Endlich ist die Puppe eingewickelt. Choublanc hat einen »Mylord« angerufen, er steigt ein und weist dem Porträt seiner Frau den Platz an seiner Seite an, nachdem er das Gesicht entblößt hat, um es unterwegs betrachten zu können.

Er erscheint in Thibaut's Wohnung mit der Puppe im Arme, und trägt sie so vorsichtig, als ob er ein Kind trüge.

»Ach mein Gott!« sagt Madame Thibaut erstaunt, »was ist denn das?«

»Eine Puppe für meine kleine Louise . . . Wenn Sie mir erlauben, sie ihr zu schenken . . .«

»Das ist eine Puppe? So große Puppen macht man?... Siehe doch, Louise! sie ist eben so groß wie Du!«

Die Kleine machte große Augen, aber ohne näher zu treten; man hätte glauben können sie fürchte sich.

»Du sagst ja nichts, Louise! Bedanke Dich doch für das schöne Geschenk . . . Wahrhaftig, Herr Choublanc, Sie haben sich zu viele Kosten gemacht, es ist zu schön für Louise.«

»Für meine kleine Freundin ist nichts zu schön, zumal wenn diese Puppe ihr gefällt . . . Freust Du Dich darüber, Louise?«

»O ja, Freund Choublanc.«

»Sie ist hübsch, nicht wahr!«

»O ja . . . aber sie sieht böse aus.«

Diese Worte des kleinen Mädchens hinderten ihn, von der Aehnlichkeit der Puppe mit Leonore zu sprechen.

»Sie ist eben so groß wie ich,« setzt Louise hinzu; »sie wird mich doch nicht schlagen, Mama?«

»Was fällt Dir ein? Du wirst sie strafen, wenn sie nicht artig ist.«

»Wir wollen hoffen,« sagt Choublanc, »daß immer die vollkommenste Eintracht unter Euch herrschen wird.«

Louise trägt endlich die schöne Puppe in das zweite Zimmer; dann sagt sie leise zu ihrer Großmutter:

»Liebe Mama, meine Puppe hat ein schöneres Kleid als ich; aber Du könntest es mir wohl anziehen, sie ist ja eben so groß wie ich.«

»Wie! Louise, Du wolltest des Kleid deiner Puppe nehmen?«

»Ja sie soll nicht schöner gekleidet seyn als ich ... sie würde zu cokett werden.«

Mit Hilfe seines jungen Freundes findet Choublanc in der Vorstadt Saint-Antoine einen anständigen Gasthof, wo er ein Zimmer nimmt. Er freut sich, in der Nähe seiner gastfreien Freunde zu seyn, und er bringt täglich einige Stunden bei ihnen zu.

So oft er die kleine Louise küßt, sagt er zu ihr: »Deiner Puppe ist doch kein Unglück geschehen? Zeige sie mir doch, es macht mir Vergnügen.«

Die Kleine erfüllt bereitwillig den Wunsch ihres guten Freundes. Dieser betrachtet dann sehr lange das Ebenbild Leonorens, und Louise flüstert ihrer Großmutter zu: »Mein Freund Choublanc spielt eben so gern mit der Puppe wie ich.«

XIII.

Ein Gartenconcert.

Als Choublanc sich gehörig eingerichtet und einen hellblauen Frack gekauft hat, beginnt er wieder seine Nachforschungen in den Häusern am Boulevard Beaumarchais und erzählt den Hausmeistern die Geschichte seiner Ehestandsleiden.

Er ist schon acht Tage in Paris und hat über Leonore noch nicht das Mindeste erfahren.

Um seinen Wanderungen einige Abwechslung zu geben, hat er in der Nähe der Magdalenenkirche gespeist und Abends nimmt er seinen Weg zu den Champs-Elysées.

Bald hört er Gesang und Orchestermusik. Er geht auf die heitern Töne zu. In einem geschlossenen Raume sieht er Tische, viele sitzende Personen und Kellner, welche bedienen, im Hintergrunde bemerkt er eine kleine hell beleuchtete Bühne und auf derselben mehre Damen in Ballkleidern.

»Man scheint hier im Freien Komödie zu spielen,« sagt Choublanc, indem er vor dem Stacket still steht, zu einem neben ihm stehenden kleinen Herrn.

Dieser etwas bucklich kleine Mann ist ärmlich gekleidet; sein kleiner grauer Filzhut gibt ihm das Ansehen eines Crispin.

»Es ist nicht gerade ein Theater,« erwiedert der kleine Mann lächelnd, »sondern ein sogenanntes Café chantant ... Uebrigens ist die Musik sehr gut, und man hört zuweilen Stimmen, deren sich manche Opernsängerin nicht rühmen kann.«

»Ich glaube es recht wohl,« sagt Choublanc. »Wie viel kostet der Eintritt?«

»Gar nichts. Man zahlt nur was man verzehrt, aber man muß z. B. ...«

»Ich finde das recht angenehm. Man bekommt also das Concert in den Kauf?«

»Ja, es ist eine Prämie für die Gäste ... Sie werden wissen, daß er jetzt Mode ist. Man hat für Alles Prämien: wer auf eine Zeitung abonnirt, bekommt eine Prämie; wer eine gewisse Anzahl Bücher kauft, bekommt eine Prämie; wer ein Dutzend Billets in einem Gasthause nimmt, bekommt eine Prämie. Nur für Kinder erhält man keine Prämien; ich habe neun Kinder und habe noch nie eine Prämie bekommen. Aber es reut mich nicht, sie sind meine Freude, mein Stolz, sie sind alle Künstler ... wie ihr Vater.«

Choublanc hörte dem kleinen Herrn, der einem Affen sehr ähnlich und gleichwohl Vater von neun Kindern war, mit Wohlgefallen zu.

Das Männlein lächelte seinen Nachbar wieder an und setzte hinzu:

»Haben Sie die Absicht, in dieses Kaffehhaus zu gehen?«

»O ja, ich habe wohl Lust.«

»Wenn Sie erlauben, werde ich mit Ihnen gehen, wir könnten uns associiren.«

»Uns associiren! ... warum das?«

»Um zusammen eine Flasche Bier zu trinken; denn we-

niger kann man nicht bestellen, und ich gestehe Ihnen, daß eine ganze Flasche für mich allein zu viel ist; ich bin kein starker Trinker ... Wenn ich hingegen mit einem Andern gemeinschaftlich eine Flasche nehme, so ist es zugleich eine Annehmlichkeit und eine Ersparniß.«

Choublanc besann sich einen Augenblick, er fürchtete wieder von einem Gauner überlistet zu werden. Eine Flasche Bier war indeß keine übermäßige Ausgabe, und wenn er sie auch allein bezahlen mußte, so konnte er doch immerhin das Abenteuer wagen. Er entschloß sich also den Vorschlag des kleinen Mannes anzunehmen.

Dieser nahm mit sichtbarer Freude seinen Arm, als ob er ein alter Bekannter wäre, und ging mit ihm zwischen den Tischen hindurch.

»Kommen Sie,« sagte er, »ich will Sie führen. Ich kenne die guten Plätze ... Wir wollen uns in die Nähe des Theaters setzen; wir können dort weit besser hören und sehen ... Diesen Abend singt Evelina zweimal. Wir werden sie applaudiren; sie ist zwar ohnedies schon beliebt genug, aber das Applaudiren schadet nie: zuweilen ist eine gute Claque genügend, um ein ganzes Publicum zum Beifall hinzureißen ... Denn die Menschen sind immer noch wie die Schafe des Panurgus: sie ahmen nach und folgen einem Leithammel ... Sehen Sie, dort werden wir sehr gut sitzen ... zwei Schritte vom Orchester ... Alcindor wird, wie ich glaube, einige Clarinettensoli vortragen, wir werden keine Note verlieren.«

Choublanc setzt sich mit seinem neuen Bekannten an einen Tisch. Der Kleine grüßt einige Mitglieder des Orchesters.

Der Champagnese bestellt eine Flasche Bier und sagt zu seinem Nachbar:

»Wollen Sie mir gefälligst sagen, wer Evelina und Alcindor sind?«

»Evelina ist meine dritte Tochter, eine Sängerin, die es weit bringen wird ... sie singt das A so rein, wie wir Beide ein C singen würden.«

»Ich habe weder ein C, noch sonst etwas gesungen.«

»So! Sie singen nicht? das thut mir leid ... Evelina hat fünfzigtausend Franken Renten in ihrer Kehle; sie ist noch sehr jung, aber wenn sich ihre Stimme entwickelt hat, werden sich alle Directoren um sie streiten. In zwei Jahren erwarte ich sie in der großen Oper ...«

»Und einstweilen singt sie hier?«

»Ja, um sich an das öffentliche Auftreten zu gewöhnen. Diesen Abend singt sie ein Andante maestoso und die große Arie aus »la Fausse Magie«: Comme un éclair! ... Sie kennen das?«

»Nein, ich kenne es nicht,« antwortete Choublanc ganz erstaunt über die hellklingende Stimme des Männleins, welche alle Nachbarn aufmerksam macht.

»O! es ist herrlich, magnifique! Lauter Triller von Anfang bis zu Ende! Es ist eine classische Arie ... Wer ins Conservatorium kommen will, muß singen: Comme un éclair!«

»Ich bezweifle es gar nicht.«

»Meine älteste Tochter spielt die Dugazon. Sie ist ein Talent von anderer Art wie ihre Schwester: sie ist pathetisch, sie hat Thränen in der Stimme. Sie war zwei Jahre in Perpignan, eben so lange in Montpellier ... jetzt ist sie

in Angoulême, aber sie wird ihr Engagement verlassen, ihr Sinn steht nach Rußland.«

»Sie scheint es auch weit bringen zu wollen.«

»Meine zweite ist durch und durch Schauspielerin; sie spielt Verkleidungsrollen, die Dejazet und nöthigenfalls auch Grassot ... sie ist lebendig und schalkhaft und reißt das Publicum zur Bewunderung hin. Denken Sie sich, unlängst wurde sie als Cherubin in »Figaro« ausgepfiffen, weil das Publicum glaubte es sey eine Andere.«

»Das ist sehr schmeichelhaft.«

»Meine vierte Tochter Flora widmet sich der Tanzkunst. Sie besitzt alle Eigenschaften, um in diesem Fache ihr Glück zu machen: sie ist leicht wie eine Feder, es ist ihr unmöglich auf einer Stelle zu bleiben, es ist als ob sie Quecksilber im Leibe hätte. Ich habe sie als Figurantin zu den Delaissements-Comiques gebracht, um sie an das Lampenlicht zu gewöhnen ... Meine jüngste endlich, die erst acht Jahre alt, hat in »Athalie«, in der Rolle des kleinen Joas, debutirt.«

»In Paris?«

»Nein, in Elbeuf ... sie stammelt ein bischen, und als sie einst den Vers: »Aux petits des oiseaux il donne leur pâture« ... zu sprechen hatte, kam sie ins Stocken und sagte: leur pâtée. Die Leute in der Provinz sind sehr boshaft, sie meinten, es reime sich nicht. Aber sie hat sich bald darauf gerächt, als der »Médecin des Enfans« gegeben wurde.«

»Was hat sie denn gethan?«

»Sie stellte eines von den kranken Kindern dar, und als der Arzt ihren Puls untersuchte, zeigte sie dem Publicum die Zunge. Dies machte so starken Effect, daß alle Zuschauer

eine Gänsehaut bekamen ... Meine fünf Mädchen kennen Sie nun. Von meinen vier Söhnen hat der älteste, Alcindor, ein hübsches Talent auf der Clarinette. Er ist hier, Sie werden ihn sogleich hören. Er hat die Prüfung für die Oper gemacht, und er würde gewiß über alle seine Nebenbuhler den Sieg davongetragen haben, wenn er nicht zufällig den Stockschnupfen gehabt hätte. Er mußte zwei- oder dreimal nießen, während er spielte; man hielt es für verunglückte Töne, und ein Anderer bekam den Platz ... Der zweite spielt Geige. Auf Bällen elektrisirt er die Tänzer und zumal die Tänzerinnen. Unlängst spielte er seinen »Froschgalopp«; er machte dergestalt Furore, daß ihn die Tänzer nach dem Galopp durchaus im Triumph forttragen wollten wie einst den großen Musard im Opernsaale. Zum Unglück ließen ihn die Tölpel fallen. Er verrenkte sich einen Fuß und seitdem hinkt er; aber das hindert ihn nicht am Violinspiel ... er läßt sich indeß nicht mehr im Triumph forttragen ... Der dritte ist Schauspieler; er spielt alte Gecken ganz unvergleichlich. Er ist der erste Geck auf der Welt. Sein Talent hat er mir zu danken: ich hatte bemerkt, daß er schon als kleiner Junge große Anlage zum Gesichterschneiden hatte, und im Alter von neun Jahren mußte er schon eine Perrücke tragen.«

»Mein Gott! warum denn?«

»Um ihn an die Perrücken zu gewöhnen. Ich habe ihn so gut ausgebildet, daß man ihn für einen Fünfziger hält, obschon er erst zwanzig Jahre alt ist.«

»Das ist sehr angenehm für ihn.«

»Der jüngste ist ein rechter Schalk, ein pudelnärrischer kleiner Mensch! ... Er will Pantomime spielen, er hat große Anlage zu einem Pierrot. Ich lasse ihm den Willen;

die Pierrots sind jetzt sehr beliebt, man will überall einen Pierrot. Man sagt, daß ein Theater gebaut werden soll, welches viertausend Zuschauer fassen kann, wo aber das Publicum nur als Pierrot gekleidet zugelassen werden soll.«

»Wirklich! die Damen auch?«

»Die Damen insbesondere.«

XIV.

Belamour.

»Ich habe Sie mit meiner Familie bekannt gemacht; dies ist ganz natürlich, ich habe wohl Ursache mich ihrer zu rühmen. Ich habe Ihnen noch zu sagen wer ich bin; ich hoffe, daß Ihnen mein Name nicht unbekannt ist . . . ich bin Belamour.«

»Sie sind Belamour? Ich gestehe, daß ich es nicht geahnt hätte . . . umsoweniger, da ich nicht weiß, was Belamour ist.«

Der kleine Affe schneidet ein widerliches Gesicht und antwortet:

»Sie sind also kein Musikfreund, kein Habitué der Theater?«

»Nein, ich komme von Troyes, wo man sich weit mehr mit Leberwürsten als mit Musik beschäftigt . . . das macht sich in einem Concert freilich nicht so gut, aber auf einem Tische macht es sich weit besser.«

»Dann weiß ich mir zu erklären, daß Ihnen mein Name noch nicht zu Ohren gekommen ist. Ich bin einer der ersten Baritons in Europa.«

»Sie werden mich für sehr unwissend halten, Herr Belamour, aber ich gestehe, daß ich nicht weiß, was ein Bariton ist.«

»Ich will's Ihnen erklären, Sie werden mich dann sogleich verstehen: ein Bariton ist ein Künstler, welcher Joconde und den Deserteur Blondel im Richard, und das Erdbeerenlied singen kann . . . ist es Ihnen jetzt klar?«

Choublanc versteht nichts von dieser Erklärung, aber er antwortet ohne Zögern:

»Ja, ja, ich verstehe. Sie singen also in der großen Oper?«

»Nein, so weit bin ich noch nicht gekommen. Am Ende werde ich allerdings dahin kommen, es kann mir nicht fehlen . . . Als Baroilhet die Bühne verließ, meldete ich mich. Man sagte mir: Sie kommen zu früh. Als Duprez sich zurückzog, meldete ich mich und man sagte mir: Sie kommen zu spät. — Seitdem melde ich mich nicht mehr, ich warte bis ich aufgefordert werde. Ach! mein lieber Herr, beim Theater gibt es so viele Intriguen, so viele Coterien, welche dem wahren Talent in den Weg treten!«

»Ich habe gehört,« erwiederte Choublanc, »daß es auf jeder Laufbahn, die man betritt, der Fall sey.«

»Beim Theater ist es schlimmer als anderswo. Inzwischen sang ich in den Provinzstädten mit großem Beifall; überall wurde ich wie ein verzogenes Kind behandelt. In Nizza warf man mir Orangen, in Pitiviers Pastetenkrusten, in Caen Aepfel zu. Man hat keinen Begriff von dem Effect, den ich machte. In Caen untersagte der Bürgermeister die Fortsetzung meiner Vorstellungen, weil die Aepfel zu sehr im Preise stiegen.«

»Und wo singen Sie jetzt?«

»Für den Augenblick bin ich vacant. Man wollte mich in Saint-Quentin haben, aber ich sollte in Jocko debutiren, ich lehnte es ab, denn ich bin kein Freund von Affenrollen; wenn noch Gesang dabei gewesen wäre; aber es war blos Pantomime. Ich ließ der Direction sagen: Machen Sie eine große Arie für den Affen, aber man wollte nicht darauf eingehen, unter dem Vorwande, daß die Affen nicht singen, als ob man auf dem Theater immer der Wahrheit treu bliebe. — Sehen Sie, meine Tochter ist auf der Bühne, Sie können sie von hier sehen . . . es ist die Zweite links . . . die in dem gelben Kleide mit drei Volants, und Klatschrosen in den Haaren.«

»Ich sehe sie wohl, sie scheint recht hübsch zu seyn . . . wenn ich nicht irre, eine Blondine?«

»Ja, ein Mittelding zwischen Blondine und Brünette . . . Manche Leute behaupten, sie sey rothhaarig, aber das ist Bosheit: ihr Haar ist wie polirtes Mahagoniholz.«

»Sie hat eine sehr hübsche Toilette. Werden die Kleider von dem Schauspielhause geliefert?«

»Ach nein, die Sängerinnen geben für ihre Toilette gerade doppelt so viel aus, wie sie hier verdienen . . .«

»Aber wo ist denn der Nutzen?«

»Das ist ein noch ungelöstes Räthsel . . . Hören Sie! Das Orchester setzt sich in Bereitschaft. Es wird eine Ouverture gespielt . . . Geben Sie Acht auf das Clarinettensolo. Alcindor weiß nicht, daß ich da bin . . . es ist Schade, er würde sich übertreffen.«

Belamour steht auf, hebt sich auf den Fußspitzen und

telegraphirt mit seinem rechten Arm, um sich seinem Sohne bemerklich zu machen; aber da es ihm nicht gelingt, setzt er sich nieder und sagt:

»Er schaut nur auf sein Notenpult; aber er wird die Claquen seines Vaters erkennen ... sie klingen ganz anders als andere Instrumente dieser Art.«

Bei diesen Worten zieht der kleine Herr zwei kleine Platten von Eisenblech aus der Tasche und befestigt sie an den Händen, wie Castagnetten.

»Was stecken Sie denn in die Hände?« fragte Chou-blanc.

»Es ist eine Verbesserung der Claque, meine eigene Erfindung ... Warten Sie nur, Sie werden den Effect sogleich hören.«

Das Orchester spielt ein bekanntes Thema mit Variationen. In dem Clarinettensolo bleibt Alcindor stecken; aber sogleich schlägt sein Vater die Hände zusammen, und die beiden Eisenblechplatten geben einen schrillenden Ton von sich, so daß alle Zuhörer erschrecken und nicht begreifen können, woher diese fürchterliche Blechmusik kommt.

»Es ist der kleine Mensch dort,« sagt ein Gast, auf Belamour deutend; »er macht beim Applaudiren diesen Lärm.«

»Schweigen Sie doch, Sie zerreißen uns das Trommelfell!«

»Meine Herren, es sollte mir doch erlaubt seyn, meinen Sohn zu applaudiren, der ein so schönes Talent für die Clarinette hat.«

»Haben Sie denn blecherne Hände? Es macht ja Niemand beim Applaudiren solchen Lärm.«

»Und wenn es noch eine erträgliche Musik wäre,« sagte ein Gast. »Die Clarinette ist schwindsüchtig . . . Da spielen die Blinden weit besser.«

Der kleine Mann neigt sich zu Choublanc und sagt zu ihm:

»Das ist Brotneid! Alle diese Leute möchten meinen Sohn hinausstechen, um seinen Platz zu haben.«

»Glauben Sie denn, daß alle diese Leute Clarinette spielen?«

»Sie oder ihre Creaturen.«

Ein dicker Herr mit einem bausbackigen Gesicht und einem etwas schiefsitzenden Strohhut tritt auf den Tisch zu und klopft Belamour auf die Schulter.

»Guten Abend, lieber Freund! . . . Ich kam eben an und erkannte deine Claque; ich dachte: Belamour ist hier!«

»Siehe da, Rosemballe! . . . Guten Abend, Theuerster . . . mein Gott! wie hübsch bist Du, es fehlt Dir nur ein Schäferstab, um alle weiblichen Herzen zu erobern.«

»Ich habe etwas Besseres als einen Schäferstab, ich habe ein schönes Engagement in der Tasche.«

»So! Du bist engagirt?«

»Ja, nach Straßburg . . . Eine prächtige Stadt, ein prächtiges Theater, eine prächtige Gesellschaft! Die Oper ist besser als in Paris . . . O! ich werde die Straßburger bezaubern!«

»Was wirst Du spielen?«

»Mein Hauptfach als erster Tenorist. Ich bekomme achttausend Franken Gehalt, zehn Franken Spielhonorar und ein Benefiz ... nicht wahr, das ist ein schönes Engagement?«

»Er lügt wie ein Zahnbrecher!« flüsterte Belamour seinem Nachbar zu; »er bekommt gewiß nicht mehr als fünfzehnhundert Franken; ich kenne seinen Tarif!«

Der dicke Tenorist setzt sich an den Tisch und sagt:

»Wahrhaftig, heute spendire ich mir einen amerikanischen Grog! Ich kann's ja! (Er singt:) Welche Lust gewährt das Reisen!«

»Johann von Paris gehört eigentlich nicht zu meinem Repertoire, aber ich singe ihn auch ... und zwar mit gutem Erfolg ... He da, Kellner! ... und Du, Belamour, bist Du noch immer vacant?«

»O nein, ich habe vier Engagements, welche die Arme nach mir ausbreiten ... aber ich bin unschlüssig, ich weiß nicht, für welches ich mich entscheiden soll; ich gehe nicht gern von Paris, wo meine Kinder so viel Beifall ernten.«

»Was fehlte denn deinem Sohne so eben? Er blieb ja stecken ...«

»Er hat den Schnupfen und mußte niesen; aber das ist ein Zwischenfall, der sein Talent durchaus nicht schmälert.«

»Kellner! ... Die Leute scheinen gar nicht zu hören.«

Endlich kommt ein Kellner und fragt was zu Diensten stehe, aber der dicke Tenorist fängt wieder an zu trällern:

»Schwörst Du mir Liebe, folg' ich zum Tanz;
Nimm hier die Blume, nimm hier den Kranz.«

»Warum rufen Sie denn, wenn Sie nichts brauchen?« fragte der Kellner verdrießlich.

»Man sieht wohl, daß dieser Mensch nicht musikalisch

ist! ... Einen amerikanischen Grog, aber stark muß er seyn! ... Geh, Du prosaischer Mensch!«

»Ihr Freund ist sehr lustig,« sagt Choublanc zu Belamour; »er scheint sehr viel zu singen ...«

»Er ist unausstehlich! Ich hoffe wenigstens, daß er schweigen wird, wenn meine Tochter singt ... Still, es tritt Jemand vor, jetzt wird gesungen.«

»Was wird uns der vorkrächzen?« sagte Rosemballe, indem er sich auf dem Stuhl wiegte.

»Er ist ein komischer Sänger, er wird ein Couplet singen ... Unter den komischen Sängern sind mir Kulm und Levassor am liebsten.«

»Da hast Du einen sehr gemeinen Geschmack ... Ach! wenn ich Komik hätte cultiviren wollen, ich würde ungeheuern Beifall geerntet haben ... Unter uns gesagt, habe ich einmal in Lisieux eine Ausnahme gemacht: es waren nur neun Personen im Theater; ich sang ihnen den »Caissier« vor, und Alle wurden krank vor übermäßigem Lachen ...

»Seht, sie horcht! ... Komm her, mein Engel,
Tanz einmal mit deinem Bengel ...«

»Still, still!«

»Ruhe da!«

»Es ist unausstehlich! der Herr dort plaudert und singt in einem fort ... wenn er singen kann, so möge er auf die Bühne steigen.«

»Ich würde hinaufsteigen, wenn ich wollte,« sagte der dicke Tenorist sehr laut. »Aber Sie würden einen zu großen Genuß haben, und für ein solches Lumpengeld singe ich nicht ... Ah! da kommt mein Grog, das ist schön!«

Das komische Lied wird gesungen; der Sänger wird vom Publicum laut applaudirt, aber Belamour setzt seine Castagnetten nicht in Bewegung und Rosemballe sagt kopfschüttelnd:

»Aufrichtig gesagt, ich bin nicht befriedigt. Es fehlt die wahre Vis comica! . . . Ach, wenn ich das gesungen hätte, so würden sich alle Zuhörer den Bauch halten und auf den Stühlen herumhüpfen, als ob sie von der Tarantel gestochen wären. Aber nicht jeder Künstler weiß sein Publicum hinzureißen . . .«

»Hier athmet Rose . . .«

»Still doch! Er wird wohl gar wieder anfangen?«

»O Ihr prosaischen Menschen!« murrt der Tenorist indem er schnell seinen Grog trinkt und den Kellner bezahlt.

»Willst Du schon fortgehen?« sagte Belamour zu seinem Kunstgenossen. »Warte noch ein bischen, meine Tochter Evelina wird jetzt die große Arie: »Comme un éclair!« singen.«

»Dann will ich wieder kommen. Ich habe einem Vorübergehenden ein paar Worte zu sagen.«

Rosemballe entfernt sich. Eine der jungen Künstlerinnen tritt vor und singt ein Lied mit Geschmack und Gefühl. Choublanc, der ganz entzückt ist, fängt an zu applaudiren; aber der Kleine stößt ihn beim Arm und sagt: »Was machen Sie da?«

»Ich applaudire, wie Sie sehen.«

»Sie irren sich, es ist ja nicht meine Tochter!«

»Was liegt daran? Das junge Mädchen hat gut gesungen, sie macht mir Vergnügen und ich applaudire. Warum applaudiren Sie nicht auch?«

»Ich applaudire nur meine Familie; ich sehe nicht ein, warum ich mich um Andere kümmern sollte.«

Nach einem Orchesterstück tritt die Demoiselle mit dem gelben Kleide und den Klatschrosen im Haar vor.

Belamour steht auf und steigt auf einen Stuhl.

»Das ist meine Tochter!« sagt er und schlägt seine Blechhände mit solcher Gewalt zusammen, daß zwei Kinder schreien und ein Hund bellt.

Choublanc bemerkt nun, daß Evelina singt und er sagt zu Belamour:

»Hat man denn Ihre Tochter auch im Triumph fortgetragen, wie Ihren Sohn?«

»Noch nicht. Warum denn?«

»Weil sie etwas unsicher zu gehen scheint.«

»O das ist nichts . . . sie nimmt nur einen wiegenden Gang an, um sich interessant zu machen . . . Still, hören Sie zu, sie singt ihre große Arie . . . verlieren Sie keine Note.«

Die Tochter des kleinen Mannes singt anfangs recht gut, aber bald schleichen sich einige falsche Töne ein; das Publicum murrt, die Sängerin will die Schlappe wieder gut machen durch endlose Rouladen, welche der Herr Papa oft mit seiner gräulichen Blechmusik begleitet. Aber die Rouladen sind nicht glücklich, die Stimme wird heiser, die Sängerin singt noch mehr falsch als zuvor und die Arie endet mitten in einem Lärm, welcher gar nichts Schmeichelhaftes hat, obschon der kleine Mann Alles aufbietet, um die Zeichen des Mißfallens durch seine Claque zu übertäuben.

Mitten in dem Lärm kommt Rosemballe zurück.

»Nun,« fragt der dicke Tenorist seinen Kunstgenossen, »hat sie wie ein Blitz gesungen?«

»Nein,« antwortet ein am nächsten Tische sitzender Gast, »sie hat gesungen wie ein Schwein.«

»Sie sind auch eins!« schreit Belamour und stürzt mit drohend erhobener Faust auf den Gast zu; aber Choublanc springt auf, um einen Streit zu verhindern, und erhält in das linke Auge einen Faustschlag, welcher dem schonungslosen Kritiker zugedacht war.

Dritte Abtheilung.

I.

Die Gypsfiguren.

Choublanc schreit laut auf und hält die Hand auf's Auge. Belamour erschöpft sich in Entschuldigungen.

»Sie wissen, mein Verehrtester,« sagt er, »daß es Ihnen nicht zugedacht war, sondern dem unverschämten Menschen, der sich so gemeine Aeußerungen über Evelina erlaubt ha, und noch jetzt lacht. Der Flegel! Lassen Sie mich, ich will ihn zu Boden schlagen ...«

»Ich werde Sie nicht mehr daran hindern,« sagt Choublanc, »ich habe schon genug.«

Aber der dicke Tenorist zwingt den kleinen Mann auf seinem Platz zu bleiben.

»Kein Scandal, Belamour!« mahnt er; »keine Prügelei! Es ist gemein ... Du bist wirklich ein fürchterlicher Mensch, Du fliegst auf wie ein Pulverfaß.«

»Würdest Du ruhig zuhören,« entgegnet Belamour, »wenn Jemand sagte, deine Tochter habe gesungen wie das Thier, das er genannt hat?«

»Das wird man nie von meiner Tochter sagen, aus dem einfachen Grunde, weil ich keine Kinder habe. Ich bin nie auf Nachkommenschaft bedacht gewesen, ich kann nicht singen wie Du:

»Wo kann man besser seyn, als im Familienkreise?«

»Der Spaßvogel da, denn er sieht wirklich aus wie ein Spaßvogel, hat gewiß nicht gedacht, daß Du der Vater der Sängerin seyest .... Aber sieh, er geht fort, er räumt das Feld; er sieht ein, daß er Unrecht hat.«

»Er thut wohl daran, ich würde ihm mit meinen Eisenplatten eine Ohrfeige gegeben haben.«

»Um Gottes willen! laß das. Du würdest ihn für seine ganze Lebenszeit zeichnen ... Aber ich muß gehen, um mich zur Reise zu rüsten.«

»Warte noch. Evelina hat noch eine prächtige Romanze zu singen, sie wird die Scharte auswetzen ...«

»Nein, es gibt auch Tage, wo man nicht gut disponirt ist. Ich als Virtuose kann aus Erfahrung sprechen ... Guten Abend, Kleiner ... Mein Herr, ich rathe Ihnen, Ihr Auge mit Kerbelwasser zu waschen. Adieu, Belamour, viel Glück, lieber Freund!«

»Guten Abend, geh zu Bett!« murrt der kleine Bariton, als der dicke Tenorist fort ist. »Ich kenne ihn: er findet bei Niemanden Talent. Er ist neidisch auf meine Tochter, weil sie einmal in einem Concert weit mehr Beifall fand als er ... Haben Sie viel Schmerzen an Ihrem Auge?«

»Ach ja, Sie haben eine schwere Hand.«

»Es thut mir leid, daß der Schlag nicht an seine Adresse gekommen ist. Ich würde mich für meine Kinder in Stücke hauen lassen; ich bin ein wahrer Pelikan; Sie kön-

nen nicht glauben, wie viel Streit ich wegen meinen Kindern schon gehabt habe.«

Choublanc hörte seit einer Weile nicht mehr zu; seine Aufmerksamkeit war durch eine ziemlich weit von ihm sitzende Dame gefesselt.

Die Dame kehrt ihm den Rücken zu, sie ist ziemlich elegant gekleidet; ihr kleiner, auf dem Hinterkopf hängender Hut, wie jetzt die Damen tragen, würde nicht hindern ihr Gesicht zu sehen, wenn sie sich seitwärts drehte; aber sie sitzt ganz still, sie scheint mit Personen ihrer Gesellschaft zu sprechen.

Choublanc fühlt sein Herz stärker schlagen, als er den rosenfarbenen Hut der Dame betrachtet; und zumal als er ihren Wuchs, ihre Haltung näher betrachtet.

»Das sind Leonorens Arme und Schultern,« sagt er zu sich; »das sind ihre Kopfbewegungen . . . je länger ich diese Dame betrachte, desto mehr glaube ich, daß sie es ist . . . Ach! wenn sie sich nur einmal umsähe, wenn ich nur ihre Nasenspitze sehen könnte.«

»Einmal,« fährt Belamour fort, »war es wegen meiner zweiten Tochter, welche das Rollenfach der Déjazet hat; sie spielte in »Indiana und Charlemagne« in einer Scheune, denn in dem Dorfe war kein Theater . . . sie spielte aus Gefälligkeit, zum Benefice des Souffleurs, der den Charlemagne gab . . . Sie wissen, daß die Bühne in der Mitte abgetheilt ist; auf der einen Seite wohnt Indiana, auf der andern Charlemagne. Aber in Ermanglung der Decoration machte man einen Strich mit Kreide. Dieser Strich vertrat die Stelle der Scheidewand . . .«

»Ja, sie ist's; jetzt weiß ich es gewiß, sie hat sich umgesehen . . .«

»Meine Tochter hat sich umgesehen?«

»Ich spreche von meiner Frau, die ich in Paris suche . . . sehen Sie, dort an dem letzten Tische rechts, die Dame mit der anmuthigen Haltung . . . sie trägt einen rosenfarbenen Hut . . .«

»Ihre Frau? singt sie?«

»Leonore? Nein, ich habe sie nur schreien hören . . . Sie können nicht glauben, welchen Eindruck die Gegenwart Leonorens auf mich macht . . . Ich möchte tanzen und hüpfen, ich bin außer mir vor Freude . . . ich fühle mich federleicht!«

»Weil Sie Ihre Frau sehen?«

»Ja, mein lieber Herr.«

»Das wundert mich sehr!«

»Ich halte es nicht länger aus . . . ich will zu ihr gehen und ihr meine Huldigungen darbringen . . . Ach Gott! Ich hatte ganz vergessen, daß ich einen Faustschlag aufs Auge bekommen habe. Sagen Sie, sieht man es?«

»O ja, sehr gut; Ihr Auge sieht aus wie eine Zwetschke . . . aber beruhigen Sie sich nur, in acht Tagen wird es violett.«

»Dann kann ich mich ihr nicht vorstellen, sie würde nicht mit mir reden, meinen Gruß nicht erwiedern . . . oder sie würde zu mir sagen: Pfui! Wie können Sie sich mit einem geschwollenen Auge öffentlich zeigen!«

»Ihre Frau scheint mir eine sehr liebenswürdige Person zu seyn . . .«

»Ich will sie nur aus der Ferne betrachten . . . aber ich lasse sie nicht aus den Augen.«

»Still! geben Sie Acht . . . sie tritt vor . . .«

»Meine Frau?«

»Nein, meine Tochter Evelina, sie wird jetzt eine wunderhübsche Romanze singen; sie webt Fiorituren ein, welche beinahe einen komischen Effect machen . . . Hören Sie nur! Ich weiß gewiß, daß sie sich famos revanchiren wird: sie fürchtet sich nicht im mindesten vor dem Publicum; wenn es nicht zufrieden ist, schlägt sie ihm ein Schnippchen.«

Choublanc gab auf das Geschwätz des kleinen Bariton nicht im mindesten Acht, er ließ seine Frau nicht aus den Augen, er beobachtete alle ihre Bewegungen.

Das erste Couplet singt Evelina recht hübsch und ohne Fiorituren. Belamour ist entzückt, er setzt seine Castagnetten in Bewegung.

Bei dem zweiten Couplet schaltet sie ein paar ziemlich schlecht gelungene Schnörkeln ein; der kleine Mann steigt auf seinen Stuhl und begleitet seine Claque mit lautem Bravoruf.

In den folgenden Couplets ist Evelina noch weniger glücklich; sie verliert sich in ungeschickt angebrachten Trillern; aber Belamour applaudirt stärker und wirft einem Herrn, der von Verunstaltung des Liedes spricht, grimmige Blicke zu.

»Er ist verunstaltet und unnatürlich!« schreit der kleine Mensch, heftig gesticulirend; »ich wette, daß er keinen Ton hervorbringen kann. Er versuche es nur und steige auf die Bühne, wir werden sehen . . .«

*

Belamour hält inne, weil er bemerkt, daß Choublanc nicht mehr auf seinem Platz ist.

Als der Champagnese sah, daß seine Frau aufstand und sich mit ihrer Gesellschaft entfernte, war er ebenfalls aufgestanden, um Leonore zu folgen.

Aber zwischen so vielen Tischen, Stühlen und Gästen kommt man nicht rasch vorwärts. Choublanc ist kaum einige Schritte fortgegangen, so fühlt er sich am Rockschooß festgehalten; er sieht sich um und bemerkt den kleinen Belamour, der ihn zurückhält und zornig sagt:

»Was bedeutet das? Wir haben eine Flasche Bier zusammen getrunken . . . ich habe zehn Sous für die ganze Flasche bezahlt; es ist theuer, aber es ist hier der Preis . . . Sie sind mir also die Hälfte schuldig; ich wartete immer, daß Sie Ihre Schuld bezahlen würden, aber statt dessen schleichen Sie sich davon, wie die Katze vom Taubenschlage . . .«

»Ich habe an Ihr Bier nicht gedacht. Ich bitte Sie, halten Sie mich nicht auf, ich will meine Frau verfolgen . . . sie geht fort, ich würde sie aus den Augen verlieren.«

»Sie werden schon Ihre Frau finden . . . Geben Sie mir meine fünf Sous!«

»Ein anderesmal . . . Mein Gott! ich sehe sie nicht mehr . . .«

»Wie! ein anderesmal? wo soll ich Sie denn finden?«

»O wie schonungslos sind Sie! . . . Hier, nehmen Sie und lassen Sie mich los.«

»Was geben Sie mir da? Ein Zwanzigsousstück? Halten Sie mich etwa für einen Bettler, dem Sie fünfzehn Sous

schenken wollen? Warten Sie, ich will Ihnen herausgeben ...«

»Nein, ich will nicht warten, ich habe keine Zeit.«

»Wahrhaftig, ich habe keine kleine Münze bei mir ...«

»Dann geben Sie den Rest dem Kellner.«

Choublanc macht sich endlich los und eilt davon. Er stößt die Leute an, wirft mehre Sessel um, tritt auf die Kleider der Damen, läßt sich einen Tölpel, einen dummen Menschen schimpfen, aber er geht immer fort.

II.

Falscher Weg.

Er kommt an die Thür, wo Leonore verschwunden ist; er schaut rechts und links, läuft nach einer Seite dreißig Schritte und eben so weit nach einer andern Seite, endlich rennt er gegen einen Baum, den er um Entschuldigung bittet, denn er bildet sich ein, er sey gegen einen Spazirgänger gelaufen.

»Ich sehe sie nicht mehr ... sie ist verschwunden!« seufzt er und sieht sich nach allen Seiten um. Aber Abends kann man in den Champs-Elysées nicht sehr weit sehen. Er entschließt sich endlich fortzugehen und geht sehr schnell, in der Erwartung, auf diese Weise seine Frau einzuholen.

Als er mehr als zehn Minuten fortgetrabt ist, beginnt er langsamer zu gehen und denkt: »Es ist sonderbar! die Champs-Elysées nehmen kein Ende; ich sollte längst auf dem Concordienplatz seyn ... Als ich ankam, glaubte ich

nicht so weit gegangen zu seyn. Damals suchte ich freilich Niemand, ich schlenderte gedankenlos umher und achtete nicht auf den Weg . . . Nur Muth! ich muß doch endlich das Ende finden . . . Ha! ich bemerke etwas Grandiöses vor mir, es muß der Obelisk seyn.« Choublanc geht wieder rasch weiter und kommt an die Sternbarriere. Er steht vor dem Accisebeamten still und sagt:

»Ach mein Gott! ich erkenne ja den Obelisken nicht!«

»Das glaube ich wohl,« sagte ein Zollwächter, »Sie kehren ihm den Rücken.«

»Nicht möglich! dann komme ich hier aus der Barrierre?«

»Ja wohl, Sie kommen in das Boulognerwäldchen nach Neuilly.«

»Dann bin ich nach der unrechten Seite gegangen. Es wundert mich nicht mehr, daß ich meine Frau nicht eingeholt habe. Ich habe wirklich Unglück ... Welchen Weg muß ich denn nehmen, um auf den Boulevard zu kommen?«

»Kehren Sie um und gehen Sie geradeaus.«

»Sehr verbunden, meine Herren.«

Choublanc kehrt um, aber diesesmal geht er langsam.

Nach drei Viertelstunden befindet er sich vor dem Obelisken; aber er sieht wohl, daß er jede Hoffnung aufgeben muß, seine Frau einzuholen, und es ist Mitternacht vorüber, als er todtmüde, in verzweifelter Stimmung sein Zimmer erreicht.

»Der verwünschte kleine Sänger!« sagt Choublanc außer sich, »er ist Schuld, daß ich Leonore aus den Augen verloren habe ... ich würde ihr in einiger Entfernung gefolgt seyn, ich würde ihre Wohnung gefunden, und ihr morgen

mit einer schwarzen Binde auf dem linken Auge einen Besuch gemacht haben ... Dies hätte mich interessant gemacht; ich hätte natürlich gesagt, es sey die Folge eines Duells ... doch Leonore ist ja in Paris, das weiß ich jetzt gewiß. Ich werde sie wieder finden und der verwünschte Belamour wird mir nicht immer im Wege stehen.«

Am andern Morgen legt Choublanc eine schwarze Binde auf sein Auge, um die Wirkungen des Faustschlages zu verbergen, und beginnt von Neuem seine Nachforschungen auf dem Boulevard Beaumarchais. Er war noch nicht weiter gekommen, als er aus einem Hause kommend, etwa sechzig Schritte den hübschen rosenfarbenen Hut bemerkt, den er Abends vorher auf dem Kopfe Leonorens bemerkt hatte.

Choublanc freut sich so gewaltig, daß ihm die Knie schlottern.

Inzwischen läßt er die Dame, welche auf dem Boulevard steht und mit einer andern spricht, nicht aus den Augen.

Er kann sie nicht genau sehen, aber es ist wirklich die von gestern Abend; es ist derselbe Anzug, derselbe Wuchs, dieselbe stolze Haltung des Kopfes; die Person scheint ihm etwas beleibter zu seyn als Leonore, aber er hat letztere seit mehr als zwei Jahren nicht gesehen und sie kann dicker geworden seyn, sie hatte ja schon früher Anlage zur Beleibtheit.

Choublanc bleibt stehen, sein Herz pocht fast hörbar, je länger er die Dame betrachtet, desto mehr ist er überzeugt, daß es Leonore ist.

Plötzlich wendet die Dame den Kopf und schaut nach

seiner Seite hin. Choublanc kann nicht mehr zweifeln, es ist Leonore!

Er eilt nun wie ein Hirsch auf sie zu ... aber in seiner Hast beachtet er nicht die vor ihm befindlichen Personen. Ein piemontesischer Knabe mit Gypsfiguren kam auf den Champagnesen zu. Der kleine Italiener, welcher ein großes Bret mit seiner Waare auf dem Kopfe trug, tritt auf die Seite, um dem auf ihn zulaufenden Herrn auszuweichen. Unglücklicher Weise weicht Choublanc auf derselben Seite aus, und anstatt das wandernde Kunstcabinet zu umgehen, rennt er gerade darauf zu; das Bret wird umgeworfen, die Gypsfiguren fallen auf den Asphalt und bedecken ihn mit ihren Trümmern, denn die sehr zerbrechliche Waare ist in tausend Stücke zerbrochen.

Ohne sich im mindesten darum zu kümmern, eilt Choublanc vorwärts, und er beeilt sich um so mehr, da Leonore die Person, mit welcher sie gesprochen, verläßt und sich schnell entfernt.

Aber man ruft hinter ihm »Halt!« man tritt ihm in den Weg, ergreift ihn beim Arm, packt den Schooß seines schönen blauen Fracks und ruft auf allen Seiten:

»Der unverschämte Mensch! Er zerbricht eine Menge Gypsfiguren und geht davon, als ob nichts geschehen wäre!«

»Er ist davongelaufen, denn er hatte große Eile.«

»Mein Herr, wenn man etwas zerbrochen hat, muß man es ersetzen.«

»Wer die Gläser zerbricht, muß sie bezahlen, eben so ist es mit den Gypsfiguren.«

»Was gibt es denn? Was will man von mir?« fragt Choublanc, indem er sich loszumachen sucht. »Sie sehen ja,

daß ich keine Zeit habe ... Ich laufe meiner Frau nach ... Sie werden es zu verantworten haben, wenn sie mir noch einmal entwischt!«

»Ha, ha! die Ausflucht ist nicht übel! Hören Sie wohl, der Herr läuft seiner Frau nach ...«

»Lassen Sie mich doch gehen! Ich verspreche Ihnen, daß ich wieder kommen werde.«

»So dumm sind wir nicht ... Sie werden erst losgelassen, wenn Sie den Schaden bezahlt haben.«

»Wie viel soll ich denn zahlen? Ich will ja gern Alles ersetzen, aber lassen Sie mich los.«

»Mit nichten! der Kleine muß den Schaden schätzen, den Sie ihm gethan haben ... Kommen Sie!«

Man schleppt ihn zu dem Savoyarden, während er sich immer umsieht, um seine Leonore noch zu bemerken.

Der kleine Piemontese lag auf den Knien vor den Trümmern seiner Gypsfiguren und stellte sich ganz trostlos.

»Ah! mon Dia!« schrie er, »was soll aus mir werden! Ich bin ruinirt, ich werde von meinem Herrn Schläge bekommen! ... Mon Dia! Alles ist zerbrochen!«

»Hier ist der Herr, welcher deine Figuren umgeworfen hat!« sagte eine alte Frau. »Sage, Kleiner, für wie viel hat er zerbrochen?«

»Ah! mon Dia! ich hatte prächtige Figurini ... Zuerst Voltaire und Rousseau.«

»Wie viel kosten die?«

»Vier Franken das Stück, das ist nicht zu viel ... Dann zwei kleine Büsten von Molière, zu zwei Franken, das macht schon zwölf Franken.«

»Hier sind sie,« sagte Choublanc, »man halte mich nicht länger auf.«

»Glaubt denn der Herr, es sey Alles? ... Zwei prächtige Spartacus, zu fünf Franken.«

»Das scheint mir sehr theuer!«

»Es sind aber auch Römer!«

»Gerade die Römer sind seit einiger Zeit sehr im Preise gesunken.«

»Dann sechs kleine Amori zu zwölf Sous ...«

»Das finde ich nicht zu theuer; den Preis zahle ich schon; ein Amor ist schon zwölf Sous werth.«

»Ferner eine schöne Venus mit classischen Formen ... Paul und Virginie, welche sich die Füße waschen ... Eine Diana mit ihrem Hunde ... ein prächtiger Hund, ein echter Neufundländer ...«

»Zur Zeit der Diana gab es noch keine Neufundländer, sie waren damals noch nicht erfunden,« sagte ein kleiner, spöttisch aussehender Herr, der sich unter die Neugierigen gemischt hatte.

»Sì, Moussia,« entgegnete der kleine Piemontese, »es war ein Hund so groß wie ein Ochs ... Und dann eine Bajadere, welche die Catschetutscha tanzte.«

»Kannten denn die Bajaderen die Cachucha? Du bist ein kleiner Windmacher! Du siehst, daß Du es mit einem gutmüthigen Herrn zu thun hast, und machst Dir ein endloses Register.«

»Sì, Moussia, ich hatte alles was ich sage, ich will Sie nicht betrügen.«

Choublanc, der gern bald frei seyn will, zieht seine Börse und sagt:

»Wir wollen ein Ende machen, ich hole meine Frau sonst nicht ein . . . Wie viel bin ich Dir im Ganzen schuldig?«

»Nun, mit vierzig Franken will ich zufrieden seyn.«

Choublanc will diese Summe bezahlen; aber ein Polizeisergent, der sich unter die Zuschauer gemischt hatte, tritt vor und sagt zu ihm:

»Geben Sie dem Jungen zehn Franken und keinen Centime mehr. Sein ganzer Kram war nicht so viel werth und er muß sich glücklich schätzen, seine Gypsfiguren so gut angebracht zu haben.«

Als der kleine Piemontese den Polizeisergenten erblickt, nimmt er ohne Widerrede die zehn Francs und sammelt die Trümmer seiner Gypsfiguren ein.

Choublanc, der endlich wieder auf freien Füßen ist, eilt an den Ort, wo Leonore stand, aber er ist nicht glücklicher als den Abend vorher; er geht mit größerer Vorsicht über den ganzen Boulevard, aber er findet keine Spur von seiner Leonore.

»Verwünschte Gypsfiguren!« sagt er, verdrießlich umkehrend. »In dem Augenblick, wo ich am Ende meiner Leiden zu seyn glaube, geschieht mir immer ein Unglück, das mich von Leonore trennt . . . Doch ich will die vorübergehenden Damen scharf auf's Korn nehmen. Ich werde nicht immer gegen ein Gypsfigurencabinet rennen.

III.

Madame Choublanc.

In einem der letzten Häuser des Boulevard Beaumarchais tritt eine Dame hastig ein; sie eilt drei Treppen hinauf als ob sie fürchtete, verfolgt zu werden; sie zieht heftig die Thürglocke, und als ein Dienstmädchen hastig aufmacht, stürzt sie in den Salon, wirft sich in einen Armsessel und sagt mit allen Symptonen des Schreckens und Zornes:

»Ach, mein Gott! er war es . . . Es ist nur zu gewiß, er war es!«

Die Dame ist dreiundvierzig Jahre alt, aber sie scheint älter, denn sie ist ziemlich beleibt und hat ein starkes Doppelkinn.

Sie hat schöne Gesichtszüge, eine gebogene Nase, regelmäßige Zähne und eine ziemlich frische Farbe, aber ihr Gesicht ist nie angenehm gewesen; ihre Augen haben einen stolzen, höhnischen Ausdruck, den sie selten verlieren; sie lächelt selten und wenn sie lächelt, hat ihr Mund einen mehr spöttischen als anmuthigen Ausdruck; in ihrem Gange, in ihrer Haltung, in allen ihren Bewegungen ist eine gewisse Steifheit, die der Aufenthalt in Paris noch nicht abgeschliffen hat.

Diese Dame ist Leonore, der er seit so langen Jahren

nachläuft und die seine Liebe so schlecht erwiedert. Die Wohnung der Madame Choublanc oder vielmehr der Madame »Noirville« — denn sie führt nur noch diesen Namen — ist im dritten Stocke und bietet die Aussicht auf den Boulevard. Die Wohnung ist klein, aber bequem und hübsch möblirt und geräumig genug für eine Dame, die mit einem Dienstmädchen allein lebt. Als sich Leonore von ihrem Manne trennte, besaß sie nur dreitausend zweihundert Franken Renten, welche sie von ihrem Vater geerbt hatte; aber ein ordnungliebendes, sparsames Frauenzimmer kann mit diesem Einkommen sehr gut leben. Andere, welche jährlich dreißigtausend Franken haben, kommen freilich damit nicht aus und machen noch Schulden; aber Alles kommt auf die Benutzung des Geldes an.

Am meisten verwendet Leonore auf ihre Toilette, denn ungeachtet ihres kalten stolzen Wesens will sie noch gern schön seyn; aber sie weiß, daß sie ohne großen Toilettenluxus schon hübsch ist, und hält es nicht für nothwendig, ihr Capital anzugreifen.

Als Marinette, eine alte Jungfer von fünfzig Jahren, welche zugleich Köchin war und sich gern Kammerjungfer nennen ließ, ihre Gebieterin so bestürzt nach Hause kommen sah, kam sie mit einem eben gerupften Hühnchen in den Salon und sagte:

»Ach, mein Gott, was ist denn geschehen? Madame sehen ja ganz verstört aus, Ihr Gesicht ist nicht so heiter wie sonst . . . Man hat sich doch nicht erkühnt, Madame zu insultiren? Es gibt unternehmende Männer, die zu Allem fähig sind . . . Unlängst ging mir einer Abends auf dem Boulevard nach, und denken Sie sich! er hatte die Keckheit, mir

einen Schoppen anzubieten. Ich aber antwortete ihm: »Lassen Sie mich in Ruhe oder Sie werden Ihre Keckheit bereuen!« . . . Da ist er davongelaufen wie ein Hase.«

»Nein, Marinette, ich bin nicht insultirt worden . . . Ach, ich glaube es wäre mir lieber gewesen; denn es ist mir etwas noch Unangenehmeres begegnet: ich habe Herrn Choublanc auf dem Boulevard gesehen.«

»Ihren Gemal?«

»Ach ja, den Gemal, den mir ein barbarischer Vater aufgenöthigt hat, während mein Herz einem Andern gehörte... einem Andern, der meiner Liebe so würdig war! . . . habe ich es Dir schon erzählt, Marinette?«

»Ich glaube wohl, Madame; aber ich werde es mit Vergnügen noch einmal hören. Sie wissen ja so schön zu erzählen.«

»Denke Dir, Marinette, einen schönen jungen Mann von schlankem Wuchs, mit der zierlichen und zugleich edlen Haltung eines Vicomte oder Marquis . . .«

»War er von Adel?«

»Nein, aber er hätte es seyn können. Er war brünett, Ich habe immer nur die brünetten Männer gern gesehen: wie kann auch ein Mann gefallen, wenn er nicht brünett ist!«

»Madame haben vollkommen Recht. Es ist mit den Männern wie mit den Austern, die braunen sind immer die besten.«

»Marinette, ich erlasse Dir deine Vergleiche. Er war der Sohn anständiger Leute, welche etwas gehabt hatten, ehe sie Bankerott machten; er hieß Arthur Rosencoeur! . . . O, welch ein wonniger Name! . . . Begreifst Du nicht, Mari-

nette, wie stolz ich gewesen wäre, den Namen Rosencoeur zu führen?«

»Es ist wahr, Rosencoeur klingt besser als Choublanc.«

»Er hatte seine Studien in Paris gemacht und kam in die Stadt, wo ich wohnte; ich sah ihn in einer Soirée, welche der Adjunct des Bürgermeisters gab. Es war eine zahlreiche Gesellschaft, aber ich sah nur ihn! . . . Er bemerkte mich ebenfalls. In den harmlosen Gesellschaftspielen wählte er immer nur mich . . . Bald machte er mir die zärtlichste, leidenschaftlichste Erklärung, und meine Befangenheit zeigte ihm, daß ich seine Liebe erwiederte. Ich sagte erröthend: Gehen Sie zu meinem Vater und werben Sie um meine Hand. Er warb um mich . . . wie er mir sagte, aber mein Vater wollte ihn nicht zum Schwiegersohn annehmen, unter dem nichtigen Vorwande, weil er weder Geld noch eine sociale Stellung habe . . . Ach, ich glaube gewiß, daß er jetzt eine vortreffliche Stellung hat! Kurz, Arthur wollte mich entführen; aber ich weigerte mich, weil solche gewaltsame Mittel meinen Grundsätzen zuwider sind . . . Nur Geduld, sagte ich zu Athur; ich schwöre Dir, nie einen Andern zu lieben als Dich. Mein Vater wird endlich gerührt werden und nachgeben . . . Leider hatte der schöne Rosencoeur keine Geduld, er ging nach Paris und sagte zu mir: Ich will in der Hauptstadt mein Glück suchen, ich werde so bald als möglich wiederkommen und das Erworbene Dir zu Füßen legen! . . . Er küßte mir zum Abschiede die Fingerspitzen . . . Er war beinahe ein Jahr fort und ich hatte nichts von ihm gehört; aber wahrscheinlich war er auf dem Wege, sein Glück zu machen und dachte nur an mich. Da hatte ich das Unglück, von Choublanc gesehen zu werden. Er warb bei mei-

nem Vater um meine Hand. Anfangs weigerte ich mich, aber mein Vater war heftig, er hatte die Heirath beschlossen und ich mußte gehorchen, das Uebrige weißt Du. Nach dem Tode meines Vaters trennte ich mich von Choublanc. Ich ging nach Bar an der Seine, aber er besuchte mich dort zu oft. Ich flüchtete mich in die Normandie. Dort kam er seltener, aber noch immer zu oft. Ich zog mich in ein einsames Landhaus bei Beaugency zurück. Ich hoffte, daß der verhaßte Choublanc mich dort nicht auffinden werde. Doch ich täuschte mich und er kam auf seinem Esel, mit Staub bedeckt, denn sein Esel warf ihn immer unterwegs ab . . . Und in diesem Aufzuge betheuerte er mir, daß er mich vergöttere, ohne zu begreifen, daß mir seine Besuche unerträglich waren. Endlich, vor etwa drei Jahren, entschloß ich mich nach Paris zu gehen, ohne ihm meine Adresse zu geben. Seitdem ich hier wohne, fühle ich mich glücklich, denn ich glaubte vor den Verfolgungen Choublanc's sicher zu seyn. Die heutige Begegnung hat mein Glück zerstört, denn Choublanc ist gewiß nur, in der Hoffnung, mich zu finden, nach Paris gekommen.«

»Aber, Madame, wissen Sie auch gewiß, daß es Ihr Mann war? Es gibt überraschende Aehnlichkeiten . . . .«

»O nein, ich irre mich nicht, er ist auch sehr leicht zu erkennen.«

»Er ist wohl sehr häßlich?«

»Nein das nicht, aber er hat ein so einfältiges Gesicht. Ueberdies wurde ich durch sein Benehmen von seiner Identität überzeugt: er ist nemlich der ungeschickteste Mensch von der Welt . . . als er mir nachlief, warf er einem Gypsfigurenhändler seine Waare vom Kopf. Er hat alles umgeworfen, alles zerbrochen. Zum Glück gewann ich Zeit ihm

zu entwischen, denn die Vorübergehenden rotteten sich zusammen und hielten ihn auf.«

»Dann ist er Ihnen auch nicht gefolgt, Madame, und hat Ihre Wohnung nicht gefunden?«

»Bis jetzt hat er sie wenigstens nicht gefunden, aber morgen, in einigen Tagen wird er mich gewiß auffinden, denn er wird mich hier in der Nähe aufsuchen . . . Ach! ich mag mich nicht einmal am Fenster zeigen. Welche Qual! Dieser Mensch hat mein ganzes Leben vergiftet. Er ist die Ursache, daß ich nicht Madame Rosencoeur geworden bin! . . . Ich will ihn nicht sehen. Wie ist es zu machen, Marinette, daß er meine Wohnung nicht erfahre? Besinne Dich, finde ein Mittel auf.«

»Madame, ich habe noch meinen Hahn an den Bratspieß zu stecken . . .«

»Was kümmert mich dein Hahn! Ich werde später speisen, oder auch gar nicht . . . wenn ich nur Choublanc ausweichen kann!«

»Aber Sie werden Magendrücken bekommen, Madame . . . Sehen Sie nur, wie fett und weiß er ist — nicht Ihr Mann, sondern der Poulard — es wäre Jammerschade, wenn er nicht gut gebraten wäre.«

»Noch einmal, laß mich in Ruhe mit deinem Poulard!«

»Aber es fällt mir ein . . . weiß er, daß Sie sich in Paris Madame Noirville nennen?«

»Ja, leider, ich habe seit unserer Trennung nur diesen Namen geführt . . . Ach! Marinette, ich sehe nur ein Mittel. Geh hinunter zum Hausmeister und sage ihm: Wenn ein Herr von etwa fünfzig Jahren in einem hellblauen Frack fragt, ob eine Madame Noirville im Hause wohne, so ant-

worten Sie, daß Sie die Dame nicht kennen, denn der fremde Herr verfolgt Madame überall und Sie will nichts von ihm wissen.«

»Wahrhaftig, eine gute Idee! . . . aber wenn Herr Choublanc etwa in andern Kleidern kommt, wie soll ihn der Hausmeister erkennen?«

»Das ist nicht zu fürchten: wenn Choublanc reist, nimmt er nie mehre Röcke mit. Es ist Sommer, er wird sonst keine Kleider bei sich haben . . . gehe geschwind zum Hausmeister, Marinette, und drücke ihm dieses Zweifrankenstück in die Hand, damit er meinen Auftrag nicht vergesse.«

»Ja, Madame . . . Ich stecke geschwind meinen Hahn an den Bratspieß und dann gehe ich hinunter . . .«

»Nein, Du mußt auf der Stelle gehen, mit deinem Hahn hat es nicht so große Eile.«

Marinette geht hinunter, ohne das gerupfte Hähnchen aus der Hand zu geben, und nachdem sie das Zweifrankenstück in ein Frankenstück verwandelt hat, vollzieht sie ihren Auftrag, drückt dem Hausmeister das Geldstück in die Hand, hält ihm den Steiß des Hahnes unter die Nase, um ihm zu beweisen, daß das Geflügel frisch ist, und eilt wieder hinauf, um ihrer Dame die Versicherung zu geben, daß sie ruhig seyn kann und daß kein hellblauer Frack in ihre Wohnung kommen werde.

Nach und nach wird die schöne Leonore etwas beruhigt und sie entschließt sich zu speisen.

»Madame,« sagt Marinette, während sie die Speisen aufträgt, »es hätte vielleicht ein einfacheres Mittel gegeben, sich vor Herrn Choublanc zu verbergen. Sie hätten den Na-

men Noirville ablegen und sogleich einen andern annehmen sollen.«

»Daran habe ich auch gedacht, aber es ist unmöglich, denn wie würde er mich finden können?«

»Wer denn?«

»Was! Du kannst es nicht errathen? Der geliebte Mann, dessen Bild meiner Seele beständig vorschwebt . . . Die einzige Liebe meiner Jugend . . . er, dem ich ewige Liebe geschworen . . . Arthur Rosencoeur!«

»Ich hatte vergessen, Madame, Sie zu fragen, was dieser Herr zu Ihrer Heirath gesagt hat. Sie werden ihn doch wiedergesehen haben?«

»Mein Gott! nein, Marinette, ich habe ihn nicht wiedergesehen, ich habe gar nichts mehr von ihm gehört. Wahrscheinlich wird er in seinem Zorn geschworen haben, mich nie wieder zu sehen, vielleicht hat er sich in der Verzweiflung den Tod gegeben, er ist es wohl im Stande, — ein so distinguirter Mann! . . . Aber wenn er, wie ich hoffe, nicht ganz todt ist, so kann er sich nach mir erkundigen, er kann erfahren, daß ich allein lebe und den Namen meines Vaters führe; er kann mich aufsuchen, mich wieder finden . . . O ja, ein gewisses Etwas sagt mir, daß mein schöner Arthur mich noch liebt, daß ich ihn wiedersehen werde!«

»Aber, Madame, mich dünkt doch, daß er seit zwanzig Jahren Zeit genug gehabt hätte, Sie wiederzufinden, wenn es ihm darum zu thun gewesen wäre.«

»Marinette, Du bist eine dumme Gans! . . . Kennst Du den Gang der Ereignisse? Weißt Du, ob Arthur immer Herr seiner Zeit, ob er nicht auf Reisen war? . . . Ja, er ist

gewiß auf Reisen gewesen . . . Er wird in weiter Ferne das Glück gesucht haben.«

»Die beste Gelegenheit hat man jetzt in Californien...«

»In Californien oder anderswo, zuweilen hat man nicht sogleich Glück in seinen Unternehmungen; man kann abbrennen, Schiffbruch leiden . . . er ist vielleicht wie Robinson auf eine wüste Insel verschlagen worden . . .«

»Dann wird er also mit einem Regenschirm zurückkommen?«

»Ich weiß nicht wie er zurückkommen wird, aber ich weiß, daß er jederzeit willkommen ist und daß der Tag, wo ich ihn wiedersehe, der schönste meines Lebens seyn wird...«

»Nicht wahr, Madame, er war sehr zart?«

»O ja, das war er, ja noch mehr . . .«

»Das glaube ich wohl, ich habe ihn auch auf beiden Seiten gebraten!«

»Wen meinst Du denn, Du einfältige Person?«

»Natürlich den Poulard, den Sie eben gegessen haben.«

»Du bist unausstehlich, Marinette! Geh in deine Küche, ich brauche Dich nicht mehr!«

Leonore, welche nun allein bleibt, stützt den Kopf auf die Hand und sagt für sich: »Man sollte mit Menschen, die uns nicht verstehen, nie von Seelenleiden sprechen . . . es geht in ein Ohr hinein und aus dem andern wieder heraus.«

IV.

Choublanc in einem Lesecabinet.

Unser Champagnese ist ganz verstimmt durch den Vorfall mit den Gypsfiguren; er gibt der Binde, welche er auf dem beschädigten Auge trägt, die Schuld.

»Leonore war gestern in einem Gartenconcert; sie scheint also die Zerstreuungen zu lieben, und ich vermuthe, daß sie die wirklichen Theater besuche, wo man wirkliche Schauspieler sieht und wirkliche Sänger hört . . . Ich will damit nicht sagen, daß in den öffentlichen Gärten sich nicht einige gute Sänger hören lassen, aber Belamour hat mir mit seinen Kindern und seiner Claque die Lust genommen, wieder einen solchen öffentlichen Garten zu besuchen. Ich will ins Theater gehen, dort werde ich wahrscheinlich meine Leonore finden; ich hätte diese Idee schon früher haben sollen, aber diesen Abend werde ich sie zur Ausführung bringen. In welches Theater soll ich gehen? Ich gestehe, daß ich unschlüssig bin. Aber Leonore hat viel Geschmack, sie hat nur Sinn für gute Stücke, welche allgemeinen Beifall finden. Ich will in ein Lesecabinet gehen und die Zeitungen lesen: aus den Zeitungen werde ich ersehen, auf welchem Theater das beliebteste Stück gegeben wird.«

Choublanc findet bald ein Lesecabinet. Er verlangt eine Zeitung, in welcher von den Theatern die Rede ist; er zieht

dadurch den verächtlichen Blick eines dürren Mannes auf sich, der nicht begreift, wie man sich mit andern Dingen als mit Politik beschäftigen könne und der sich sein Lebelang so viel damit beschäftigt hat, daß er so mager wie ein Storch geworden ist.

Aber die Dame, welche das Lesecabinet hält, reicht dem Champagnesen eine Zeitung und deutet auf die Stelle, wo die Theateranzeigen sind. Choublanc setzt sich an einen Tisch, welcher mit einem grünen Teppich behängt ist, und beginnt aufmerksam zu lesen.

»Große Oper. Das neueinstudierte Ballet macht immerfort volle Häuser, man muß im Voraus Plätze miethen, und es ist schwer welche zu bekommen. Kurz, das neue Ballet macht Furore.«

»Leonore wird gewiß in die große Oper gehen,« denkt Choublanc, »und ich muß auf einen Platz bedacht seyn . . . Ich will weiter lesen.«

»In der komischen Oper hat die Novität einen außerordentlichen Erfolg. Text und Musik finden gleichen Beifall. Scribe und Auber haben sich diesesmalwieder übertroffen. Wir müßten alles in der neuen Oper aufzählen, wenn wir die Nummern, welche das Publicum begeistern, nennen wollten. Wir glauben diesem Meisterwerke mehr als hundert Vorstellungen prophezeien zu können. Schon am frühen Morgen wird vordem Billetbureau Quarré gemacht.«

»Ah diable!« sagt Choublanc, »auch in der komischen Oper wird ein sehr beliebtes Stück gegeben . . . ich weiß wahrlich nicht, welchem ich den Vorzug geben soll. Es ist vielleicht am besten, in beide Theater zu gehen . . . Ich will weiter lesen.«

»Das Théâtre Lyrique lockt alle Musikfreunde auf den Boulevard du Temple; die letzte Oper hatte einen Erfolg, welcher mehre Monate volle Häuser machen wird; man wird nicht müde, diese herrliche Partitur zu hören. Die Direction hat dieses Werk mit großem Kostenaufwande in die Scene gesetzt, aber sie wird reichlich dafür belohnt werden. Wir geben ihr jetzt den Rath, ihre Casse zu vergrößern, denn sie macht fabelhafte Einnahmen. Hundert Vorstellungen sind mit völliger Gewißheit zu erwarten.«

»Es ist also auch auf dem Boulevard du Temple eine Oper und ein glänzender Erfolg? . . . Ich muß also in diese drei Theater gehen . . . Weiter.«

»Das Théâtre Gymnase ist in der That glücklich zu preisen; sein letztes Beispiel lockt ganz Paris auf den Boulevard Bonne-Nouvelle. Seit langer Zeit waren wir nicht Zeuge eines so schönen Triumphes, und die Verfasser haben alle Ursache, stolz darauf zu seyn. Die Schauspieler haben übrigens ebenfalls ihren Antheil an diesem glänzenden Erfolge, denn alle Rollen sind vortrefflich gespielt worden, alle darstellenden Künstler wurden in Masse herausgerufen, und sie verdienten diese Auszeichnung. Der Theaterzettel des Gymnase wird mindestens drei Monate unverändert bleiben. Wir sagen nicht zu viel, wenn wir diesem köstlichen Lustspiel mehr als hundert Vorstellungen prophezeien. Man kann die Direction eben so glücklich preisen wie die Schauspieler. Das Theater wird jeden Abend im wahren Sinne des Wortes erstürmt. Man muß sich schon am frühen Morgen beeilen, wenn man Plätze für den Abend haben will.«

Choublanc kratzt sich hinter dem Ohr und sagt zu sich: »Ich weiß wirklich nicht was ich thun soll. Da wird auch im

Theater des Gymnase ein ungeheuer beliebtes Stück gegeben ... Leonore war immer eine große Freundin von Lustspielen, ich sollte sie daher vielleicht im Gymnase suchen . . .«

»Die dritte Vorstellung des neuen Stückes im Vaudevilletheater hatte denselben glänzenden Erfolg wie die erste und zweite. Das Stück macht Furore, und jeden Abend müssen die Schauspieler erscheinen, um den schmeichelhaftesten Ausdruck der Zufriedenheit des Publicums zu empfangen. Es ist ein glänzender, wohlverdienter Erfolg. Dieses Vaudeville entspricht allen Anforderungen, welche man an dieses Genre machen kann: es sprudelt über von Geist und Witz, der Plan ist fein angelegt, die Couplets sind allerliebst. Wir wünschen zumal den Verfassern Glück, daß sie das wahre Couplet wieder zu Ehren gebracht haben: einige ihrer Collegen haben seit langer Zeit die Couplets weggelassen und ihre Stücke haben dadurch an Reiz und Interesse bedeutend verloren. Aber wer kein Freund von Couplets ist und eine Verachtung derselben zur Schau trägt, versteht gewöhnlich keine zu machen. Das Vaudeville blühte, als Dichter wie Désaugiers, Brazier, Merle, Francis, Moreau und andere noch viele Couplets einschalteten; seitdem man aber Dramen daraus zu machen sucht, weiß das Publicum nicht mehr, woran es ist, es war nicht gewohnt in das Vaudevilletheater zu gehen, um zu weinen und eine Gänsehaut zu bekommen. Das neue Stück hatte hauptsächlich deshalb eine so günstige Aufnahme gefunden, weil es uns das frühere Genre dieses Theaters wiedergegeben hat. Es wird, trotz der Sommerhitze, mindestens hundert Vorstellungen erleben und noch im nächsten Winter die Casse füllen. Man versichert, daß alle Logen und Sperrsitze für fünfzehn Vorstellungen bereits vergriffen sind.«

»Meine Verlegenheit wird immer größer! Das Vaudevilletheater hat ebenfalls einen glänzenden Erfolg von hundert Vorstellungen. Die dramatischen Schriftsteller scheinen in diesem Augenblicke ganz besonders gut disponirt zu seyn ... Logen und Sperrsitze für fünfzehn Vorstellungen vergriffen! Das ist ja unerhört! ... Ich bin ein großer Freund von Vaudevilles, die Couplets höre ich für mein Leben gern ... Ich stimme der Zeitung bei,« sagt Choublanc zu dem dürren Männlein, welches neben ihm an dem grünen Tische saß, »die Couplets sind unterhaltend, wenn sie Witz enthalten. Ich habe dreimal das »Diner de Madelon« in Troyes gesehen, ich konnte mehre Couplets auswendig. Ich habe auch ein Vaudeville gesehen, welches mich sehr unterhielt; es war, wenn ich nicht irre, ein Stück vom Theater des Palais-Royal unter dem Titel »Les Bains à domicile.« Es war zum Todtlachen ... Neben mir saß sogar Einer, der weinte. Anfangs glaubte ich, er weinte vor Lachen, wie es zuweilen geschieht; aber endlich, als ich ihn ächzen und schluchzen hörte, als ich sah, daß er wirklich traurig war, sagte ich zu ihm:

»Mein Herr, Sie scheinen sehr zu leiden, Sie haben wahrscheinlich fürchterliche Zahnschmerzen?«

»Er antwortete mir: »Nein, ich habe keine Zahnschmerzen.«

»Dann haben Sie gewiß eine Kolik, ein Miserere...«

»Nein,« antwortete er, »ich habe keine Kolik, ich befind mich sehr wohl.«

»Dann haben Sie gewiß eine sehr traurige Nachricht erhalten; denn ich sehe Sie weinen ...«

»Ich habe nichts Neues erfahren, seitdem ich im Theater bin.«

»Aber worüber weinen Sie denn?«

»Ueber das Stück.«

»Wie, Sie weinen über die »Bains à domicile?« Das Stück ist ja zum Todtlachen! Der alte Wüstling Lacaille und sein Diener Bouriquet sind von unwiderstehlicher Komik . . .«

»Schweigen Sie, mein Herr, Sie vermehren meinen Schmerz. Sie werden wohl dieses Stück nicht in Paris im Theater des Palais-Royal gesehen haben?«

»Nein, ich bin sehr selten in Paris gewesen.«

»Dann wissen Sie nicht, wer die beiden eben genannten Rollen geschaffen hat?«

»Nein, ich weiß es nicht.«

»Die Rolle des Lacaille ist von Sainville, die des Bouriquet von Alcide Tousez geschaffen worden. Beide Schauspieler leisteten Ausgezeichnetes in ihrem Fache . . . und beide sind jetzt todt, beide sind in der Jugendblüthe, in der ganzen Kraft ihres Talents gestorben . . . und die Erinnerung an sie hat mir Thränen erpreßt. Sie kennen nun die Ursache meines Schmerzes.«

»Ich fand den Kummer dieses Herrn ganz gerechtfertigt. Aber ich dachte doch, wenn jeder Zuschauer im Theater bei der Erinnerung an einen Schauspieler oder eine Schauspielerin zu weinen anfinge, so würden die Stücke gewiß viel dabei verlieren, und man würde sich im Theater weit weniger unterhalten. Sind Sie nicht auch meiner Meinung?«

Das kleine dürre Männlein, welchem Choublanc diese Anekdote erzählte, zuckt die Achseln und antwortet:

»Was kümmert mich Ihr albernes Geschwätz! Ich habe Ihnen nur zugehört, um zu wissen, wo Sie hinauswollen... aber es war nicht der Mühe werth, mich in einer interessanten Lectüre zu unterbrechen, um mir solche Albernheiten zu erzählen. In China ist eine große Revolution ausgebrochen, das ist doch ein interessanter Gegenstand!«

»Ich habe mit den Chinesen nie etwas zu thun gehabt,« erwiedert Choublanc, »und habe auch nicht das mindeste Verlangen, nach Peking zu gehen; ich trage keine Nankinhosen und trinke keinen Thee: warum soll ich mich also für die Chinesen interessiren?«

Das dürre Männlein wendet sich mit höhnischem Lächeln ab. — Choublanc nimmt seine Zeitung wieder zur Hand und liest weiter:

»Theater in der Porte Saint-Martin. Das neue Drama, welches diesen Abend aufgeführt wird, hat einen äußerst zahlreichen Besuch zu erwarten; denn schon seit langer Zeit ist dem Publicum kein so gut gebautes Stück geboten worden. Die Handlung ist bis ans Ende von spannendem Interesse, eine ununterbrochene Reihe von rührenden oder haarsträubenden Scenen hält den Zuschauer beständig in Athem und erpreßt ihm Thränen, während zugleich der correcte, elegante Styl dieses schönen Werkes das Ohr entzückt und zum Herzen bringt. Zweihundert Vorstellungen werden die Schaulust des Publicums noch nicht befriedigen.«

»Sapperlot! hier scheint es noch stärker zu ziehen als in den andern Theatern! Man prophezeit diesem Stücke zweihundert Vorstellungen; es muß wirklich famös seyn . . . In Troyes hat das Publicum genug, wenn man ein Stück viermal gibt; viele Stücke, die in Paris sehr gefallen sollen,

werden bei uns sogar nur einmal gegeben . . . Meine Verlegenheit wird immer größer. Wo soll ich Leonore finden? sie liebt ja nur die Stücke, welche einen glänzenden Erfolg haben . . . doch ich will weiter lesen.«

Das Théâtre Ambigue-Comique hat einen Erfolg gehabt, welcher Epoche macht: in der dramatischen Welt spricht man nur von dem großen phantastischen Drama, welches vorgestern mit einem wahrhaft pyramidalen Erfolge gegeben wurde. Wir wollen dieses Stück nicht zergliedern, denn wir wollen den Zuschauern, welche sich schaarenweise herbeidrängen, um es zu sehen, das Vergnügen der Ueberraschung lassen. Wir wollen nur sagen, daß es unmöglich ist, sich etwas Schöneres, Wundervollers zu denken. Hundert Vorstellungen werden dem Publicum nicht genügen. Alles fand Bewunderung und Anerkennung: die Verfasser, die Künstler, die Decorationen, die Insceneseßung. Dem Vernehmen nach sind alle Logen bereits für fünfundzwanzig Vorstellungen vermiethet.«

»Der tausend! Paris ist in der That eine merkwürdige Stadt! . . . So viele Theater und alle überfüllt! Die Pariser sind auf jeden Fall große Theaterfreunde; wie kann man auch dem Wunsche widerstehen, so schöne Stücke zu sehen! Wenn ich in Paris wohnte, würde ich wahrscheinlich auch ein fleißiger Theaterbesucher werden . . . Aber es ist noch nicht zu Ende, ich will weiter lesen.«

»Das Théâtre de la Gaité hat sein neues Melodrama in achtzehn Tableaux gegeben, welches der Anschlagzettel seit so langer Zeit versprochen hatte. Der Erfolg hat Alles übertroffen, was die Directon hoffen konnte; er war überraschend, überwältigend. Vom ersten Tableau bis zum letzten hörte

man nicht auf, mit Begeisterung zu applaudiren; es war ein unbeschreiblicher, an Wahnsinn grenzender Enthusiasmus. Das Stück ist geschickt entworfen, gut gebaut, das Interesse erschlafft keinen Augenblick. Alle Rollen sind schön, gut gezeichnet, gut geschrieben. Dieses Melodrama wird mindestens vier Monate auf dem Zettel bleiben. Nach hundert Vorstellungen wird es noch jung und in der ganzen Kraft seines Erfolges seyn. Die Theaterdirection kann sich so glücklich schätzen, wie die Verfasser und die Künstler!«

»Es freut mich, daß alle Leute, die mit dem Theater zu thun haben, so glücklich sind. Ich sehe, daß das Théâtre de la Gaité, wie die andern, auf hundert Abende versorgt ist . . . Aber für die Theaterfreunde ist es doch fatal, wenn man mindestens hundert Tage immer dasselbe auf jedem Theater gibt; man hat dann keine Abwechslung . . . Noch weiter.«

»Kaiserliches Theater des Circus. — Eilet herbei, Ihr Freunde von feenhaften Darstellungen, von überraschendem Scenenwechsel, von Verwandlungen, von blendenden Costümen, von furchtbaren Höllentänzen, von Teufelsspuk — eilet in den Circus, das neue Feenstück übertrifft Alles was man in diesem Genre gesehen hat. Sogar die famösen »Teufelspillen«, welche so lange das schaulustige Publicum anlockten, sind übertroffen, in den Schatten gestellt worden! Von der Anzahl der Verwandlungen, welche in dem neuen Stücke stattfinden, kann man sich gar keine Vorstellungen machen; die Augen sind keine Secunde in Ruhe, immer wird man durch neue Ueberraschungen entzückt, in Erstaunen gesetzt, geblendet; man glaubt wirklich an einem von Feen bewohnten Orte zu seyn. Dazu kommt, daß der Dialog in diesem Stücke sehr geistreich und mit witzigen

Couplets untermischt ist. Wir glauben nicht zu viel zu sagen, wenn wir diesem Stücke mehr als hundertfünfzig Vorstellungen bei vollem Hause versprechen. Glückliches Theater, glückliche Schriftsteller, glückliche Directoren!«

»Auch diese Leute sind sehr glücklich. Man hat mir oft gesagt, daß man im Allgemeinen sehr glücklich in Paris ist, und ich sehe, daß man mir die Wahrheit gesagt hat; vermuthlich pflegt man deshalb zu sagen, daß es nur Ein Paris gibt . . . Dieses Zauberstück scheint mir sehr anziehend; ich habe immer eine gewisse Vorliebe für solche Stücke gehabt. Ich finde es auch ganz natürlich: als Kind wird man mit Feenmärchen unterhalten, und wenn man herangewachsen ist, sieht man gern solche Zauberbilder auf der Bühne, man wird dadurch an die Kindheit erinnert und fühlt sich gleichsam verjüngt . . . Aber ich glaube, daß Leonore die Zauberstücke nicht leiden konnte: sie behauptete, es sey etwas für Kinder. Nach dieser Zeitung zu urtheilen muß es in Paris recht viele Kinder geben. Aber Leonore ist ein Freigeist. Montaigne behauptet zwar, die Freigeister seyen schwache Geister, aber der Geist meiner Frau war doch immer zu stark für mich. Es ist recht Schade! . . . Aber ich bin noch nicht fertig.«

»Das hübsche kleine Theater der Folies-Nouvelles hat mit seiner letzten Pantomime einen außerordentlich glücklichen Wurf gemacht . . .

»Nein, jetzt wird mir's zu viel! Die Theater sind ja alle überfüllt und es ist nicht der Mühe werth, weiter zu lesen. Ich bin jetzt noch eben so unschlüssig, als vor der Lesung dieser Theaterberichte.«

Choublanc wandte sich wieder an das kleine dürre Männlein und sagte zu ihm:

»Mein Herr, was rathen Sie mir, welchem Theater soll ich in diesem Augenblicke den Vorzug geben?«

Der kleine Mann wendet sich um, sieht seinen Nachbar mit durchbohrendem Blick an und sagt endlich wüthend:

»Mein Herr, die Amerikaner wollen frei sein!«

»Was liegt mir daran! Die Amerikaner mögen so frei seyn wie sie wollen, ich will sie nicht daran hindern. Ich habe nie die mindesten Ansprüche auf Amerika gemacht ... Ich sehe wohl, Sie sind sehr artig, da Sie meine Frage so beantworten! Ich will auch frei seyn, und deshalb gehe ich.«

Choublanc setzt seinen Hut auf und entfernt sich aus dem Lesecabinet, von den zornigen Blicken des Zeitungslesers verfolgt.

V.

Choublanc vor dem Theater.

»Aus der Zeitung habe ich gar nichts erfahren,« sagt der Champagnese; »es ist gerade als ob ich einen Reisenden fragte: In welches Land muß ich reisen, um die schönste Stadt zu sehen? — Und als ob er mir antwortete: Alle Städte, die ich gesehen habe, sind prächtig, wundervoll, gehen Sie wohin Sie wollen, Sie werden überall entzückt seyn. Ich glaubte eine Zeitung würde eine bessere Auskunft geben ... Ich will also dem Zufall die Wahl überlassen; ich bin ja im Voraus gewiß, daß ich überall ein prächtiges, wunderbar schönes Stück sehen werde, das ist schon etwas, und

da ich weiß, daß der Andrang des Publicums in allen diesen Theatern sehr groß ist, so will ich frühzeitig gehen, um unter den Ersten zu seyn, die Queue machen.«

Choublanc geht in ein Gasthaus, um zu speisen. Diesesmal verlangt er aber nicht wieder einen Tisch für sich allein, er fürchtet, wieder in eine unangenehme Lage zu kommen. Er nimmt wieder eine Zeitung, um zu wissen, zu welcher Stunde die Theatervorstellungen anfangen: die meisten fingen um sieben Uhr an, die Casse wird um sechs Uhr geöffnet. Gut, man öffnet um sechs Uhr, denkt Choublanc, aber da der Andrang sehr groß ist, so muß ich mindestens um halb sechs da seyn . . . Kellner, bedienen Sie mich schnell, ich gehe diesen Abend ins Theater.«

»Sie haben noch Zeit,« war die Antwort, »es ist noch nicht fünf Uhr.«

»Und ich sage Ihnen, daß ich nicht zu viel Zeit habe.«

»Werden Sie Fisch essen?«

»Nein, keinen Fisch, die Gräten halten mich zu lange auf . . .«

»Wir haben auch Fische ohne Gräten . . .«

»Gut, dann bringen Sie mir solche . . . Bringen Sie mir was Sie wollen, es muß nur geschwind gehen.«

Man trägt sogleich die Suppe und dann die übrigen Speisen rasch nacheinander auf. Choublanc ißt so hastig, daß er bei der zweiten Speise zu ersticken glaubt und sich genöthigt sieht eine Weile zu rasten.

Er sieht immer nach einer großen Wanduhr, und als das Dessert gebracht wird, fragt er den Kellner:

»Die Uhr geht richtig?«

»Eine Viertelstunde zu spät.«

»Wie! eine Viertelstunde zu spät? Warum haben Sie mir das nicht gesagt? Sie setzen Ihre Gäste der Gefahr aus, keinen Platz mehr im Theater zu finden, zumal in dieser Zeit, wo der Andrang so außerordentlich ist! . . . Geschwind, Kellner, meine Rechnung! ich muß fort.«

»Sie haben Ihre Erdbeeren nicht gegessen . . .«

»Was liegt mir an den Erdbeeren! Ich will lieber einen guten Platz haben.«

»Nehmen Sie keinen Kaffeh?«

»Ich habe ja keine Zeit . . . Geschwind, meine Rechnung!«

Man beeilt sich, den ungeduldigen Gast zu befriedigen; er bezahlt seine Rechnung und stürzt aus dem Gasthause, als ob er einem Eisenbahnzuge nachliefe. Er kommt ganz in Schweiß gebadet auf den Boulevard du Temple, vor das Theater, für welches er sich entschieden hat.

Es ist keine Katze vor der Thür. Alles ist noch geschlossen, als ob Theaterferien wären. Choublanc stellt sich vor den Theaterzettel, liest ihn vom Anfang bis zu Ende und hält zuweilen inne, um sich umzusehen.

»Noch kein Mensch da! Ich werde einer der Ersten in der Queue seyn, ich bekomme also gewiß einen Platz.«

Er liest weiter, lernt die Namen der Schauspieler und Schauspielerinnen auswendig und denkt: Auf diese Weise werde ich wenigstens wissen wer spielt. Ich kenne freilich Niemanden, und es wird mir nicht viel nützen, aber wenn mich in Zukunft Jemand fragt: Haben Sie den und den Schauspieler gesehen, so kann ich doch mit Ja antworten. Und wenn man mich fragt: Sind Sie mit ihm zufrieden? so

antworte ich: Ich weiß eigentlich nicht genau, welche Rolle er gab, aber gesehen habe ich ihn ganz gewiß.«

Es vergehen acht Minuten und es bleibt alles still vor dem Theater. Choublanc kann den ganzen Theaterzettel Wort für Wort hersagen; er sieht sich immer fort um und Niemand erscheint. In seiner Verwunderung, daß er noch immer allein vor dem Theater steht, kommt ihm auf einmal der Gedanke, daß das Theater vielleicht im Voraus vermiethet sey und deshalb Niemand komme, um Queue zu machen. Dieser Gedanke beunruhigt ihn.

Es vergehen wieder fünf Minuten. Endlich wird die Thür des Theaters ein paar Hände breit geöffnet, ein Mann in einer Blouse steckt den Kopf heraus, gähnt und ruft einen andern.

Die beiden Männer kommen aus dem Theater mit dicken Stangen, welche sie auf Pfosten zu beiden Seiten der Thür legen. Der eine stößt Choublanc, welcher seinen Platz behaupten will, etwas unsanft zurück und sagt: »Gehen Sie doch zurück!«

»Warum soll ich denn zurückgehen?«

»Sie sehen ja, daß Sie uns im Wege stehen. Es sind ja überdies dort noch Anschlagezettel.

»Erlauben Sie,« entgegnete Choublanc, »ich habe mich ja nicht hergestellt, um den Theaterzettel anzuschauen, sondern um ein Billet zu nehmen, um einer der Ersten zu seyn; warum soll ich Ihnen denn meinen Platz abtreten? ich habe mir nicht einmal Zeit genommen, meine Erdbeeren zu essen und meinen Kaffeh zu trinken . . .«

Der Theaterdiener schaut seinen Cameraden an und Beide fangen laut an zu lachen. Dann setzen sie ihre Stan-

gen in Bewegung und Choublanc sieht sich genöthigt, seinen Platz zu räumen, um keine Püffe zu bekommen.

Als die Stangen gesetzt sind, gehen die Theaterdiener fort. Choublanc sieht nun ein, daß er Unrecht hatte, sich zu ereifern. — »Diese Barriere dient zum Aufhalten des Andranges,« sagt er für sich. »Eine zweckmäßige Vorkehrung, die ich noch nicht gekannt habe. In Troyes sind solche Vorkehrungen nicht nothwendig ... Ich sehe freilich noch keinen Andrang von Theaterbesuchern; aber da man die Stangen vor den Eingang gelegt hat, so müssen doch auch wohl Leute kommen ... Ich will hineingehen.«

In diesem Augenblicke bemerkt er Soldaten, welche gerade auf die Theaterthür zugehen; er eilt ihnen sogleich nach, er denkt: »Ich sehe nicht ein, warum ich nicht auch hineingehen sollte, ich warte ja seit zwanzig Minuten.«

Als er in der Vorhalle ist, wird er von einem Herrn angehalten.

»Was wollen Sie, mein Herr?«

»Ich will in den Saal.«

»Mit welchem Rechte?«

»Wie, mit welchem Rechte? Hat man denn kein Recht hineinzugehen, wenn man bezahlt?

»Ja so, Sie wollen das Stück sehen.«

»Ja wohl, das ist meine Absicht.«

»Warten Sie; die Casse ist noch nicht geöffnet.«

»Ich glaubte, man nehme sein Billet hier. Aber warum sind denn diese Militärpersonen hereingekommen?«

»Es ist die Feuerlöschmannschaft, die sich auf ihren Posten begibt.«

»Ja so, das habe ich nicht gewußt. Entschuldigen Sie.

Aber noch eine Frage, glauben Sie, daß ich einen Platz bekommen werde?«

Der Herr lächelt und antwortet: »Ich glaube Ihnen einen Platz versprechen zu können.«

„O das freut mich!«

Der Reisende verläßt das Haus und begibt sich wieder vor die Thür, wo noch Niemand ist.

Einige Minuten verfließen. Fünf oder sechs Frauenzimmer mit Hauben oder sehr anspruchlosen Hüten, mit Körben oder Taschen am Arme, kommen auf das Theater zu. Sie machen es wie die Löschmannschaft, ohne sich um die Stangen zu kümmern.

Choublanc weiß nicht mehr, was er denken soll. — »Schon wieder Personen, die mir nichts dir nichts hineingehen! Diese werden doch nicht zur Löschmannschaft gehören! Es ist nicht der Mühe werth, daß ich mich schon hineinbegebe ... Ich bedaure wirklich, daß ich meine Erdbeeren nicht gegessen habe ... Aber was sehe ich dort! Wieder mehre Frauenzimmer von demselben Schlage wie die ersten. Sie thun, als ob sie hier zu Hause wären! Ich muß doch wissen, was es bedeutet. Diese Leute haben gewiß schon ihr Billet im Voraus genommen.«

Choublanc tritt auf eines dieser Frauenzimmer zu, nimmt höflich seinen Hut ab und sagt:

»Entschuldigen Sie, Madame, daß ich mir die Freiheit nehme, Sie anzureden. Sie scheinen in dieses Theater zu gehen?«

»Ja wohl, ich gehe hinein.«

»Und Sie gehen sogleich in die Hauptthür, wie jene Damen dort ... Sehen Sie nur, es gehen eben zwei hinein.«

»Ja, mein Herr, ich gehe in die Hauptthür.«

»Haben Sie denn Alle einen Platz?«

»O ja, wir haben Alle einen Platz im Theater.«

»Da sind Sie glücklich! Und wahrscheinlich sehr gute Plätze?«

»Nun ja, die Plätze sind nicht gleich; die besten sind bei den Logen und Balconsitzen.«

»Das glaube ich wohl, besonders die Balconsitze müssen sehr angenehm seyn; ich möchte wohl einen solchen Platz haben.«

»Männer werden nicht zugelassen.«

»Wie, Männer werden nicht zugelassen? Wissen Sie das gewiß?«

» O Sie Spaßvogel! Sie wissen es eben so gut.«

»Ich versichere, daß ich es nicht gewußt habe. Wo sind denn die Plätze für die Männer?«

»Im Parterre.«

»So! die Männer haben nur das Parterre für sich?«

»Es ist ja genug!«

»Und in der zweiten Gallerie?«

»Es geht so ziemlich gut. Aber in der dritten Gallerie hat man nicht viel mehr als trockenes Brot.«

Choublanc, der nichts mehr davon versteht, kann nicht begreifen, was die Frau im Theater mit Brot und andern Speisen will.

»Zum Glück,« setzt sie hinzu, »bleibt man nicht immer an demselben Ort; wir wechseln die Plätze; die aus der zweiten Gallerie kommen in die Parterrelogen, und die aus der dritten Gallerie gehen zuweilen in die erste hinunter.«

»Wie, Sie wechseln die Plätze während des Stückes?«

»O nein, alle vierzehn Tage.«

»Alle vierzehn Tage! Ich verstehe Sie nicht, Madame. »Was sind Sie denn an diesem Theater?«

»Ich bin Logenschließerin, Ihnen aufzuwarten. Wenn Sie auf den Balcon wollen, werde ich Ihnen einen guten Platz geben. Aber entschuldigen Sie, ich habe keine Zeit mehr. Ihre Dienerin, mein Herr.«

»O ich Esel!« sagt Choublanc, als die Logenschließerin fort ist, »ich hatte nicht errathen, daß es Logenschließerinnen sind! Ich errathe aber auch gar nichts ... Ach Gott! was ist denn das? Noch Löschmannschaft? Es sind Soldaten, man stellt Schildwachen auf. Diesesmal habe ich es gleich errathen ... Ich will wieder zwischen die Schranken gehen.«

Als er umkehrt, bemerkt er, daß sich während seines Gesprächs mit der Logenschließerin etwa zwölf Personen zwischen die Schranken gestellt haben und natürlich früher als er an die Cassa kommen werden.

»Ei der tausend! man hat mir meinen Platz genommen! Ich hätte nicht von der Stelle gehen sollen, jetzt will ich mich hinter die Andern stellen. Ich glaube übrigens nicht, daß die zwölf Personen, die vor mir sind, das Schauspielhaus anfüllen werden ... Aber es sind viele Plätze im Voraus vermiethet, wie ich aus der Zeitung ersehen habe.«

Während er mit sich zu Rathe geht, tritt ein sehr gemein aussehender Mensch auf ihn zu und sagt leise zu ihm:

»Wollen Sie einen guten Platz, so kommen Sie mit mir ...«

»Wie! Sie haben mir einen Platz im Theater anzubieten?«

»Allerdings ... Aber still! Hier darf man nicht bleiben, man wird hier gesehen ... folgen Sie mir.«

Choublanc folgt dem Unbekannten zu einer jener hohlen Säulen, welche auf dem Boulevard im Interesse des Anstandes und der Anschlagzettel aufgestellt sind. Der Unbekannte bleibt an einer Säule stehen.

»Wenn dies der Platz ist, den er mir zugedacht hat,« denkt Choublanc, »so danke ich recht schön ... Er sieht sich rechts und links um, als ob er die Säule bestehlen wollte; er irrt sich aber sehr, wenn er an mir einen Helfershelfer zu finden glaubt. Der Mensch sieht mir aus wie ein Verschwörer ... Er gefällt mir nicht, ich habe nie etwas mit Verschwörungen zu thun gehabt.«

Der Unbekannte bleibt an der hohlen Seite der Säule stehen, sucht in einer alten Brieftasche, nimmt ein kleines rosenfarbenes Papier heraus und überreicht es dem Champagnesen mit den Worten:

»Sehen Sie, ein Balconsitz ... Es sind die besten Plätze im Theater. Man könnte vierspännig gefahren kommen und keinen bessern Platz erhalten.«

»Glauben Sie wirklich, daß man vierspännig nicht besser ankommen würde?«

»Ich will damit nur sagen, daß Sie superlifico cocandar seyn werden.«

»So! ich werde also su ... co ... candar? Und es ist ein Balconsitz?«

»Allerdings, lesen Sie nur.«

»In der That, mein Herr, ich weiß nicht, wie ich Ihnen für Ihre Artigkeit danken soll; ich bin Ihnen unend-

lich verbunden . . . und wenn Sie einmal nach Troyes kommen . . .«

»Lassen Sie es nur gut seyn, Alter, und rücken Sie zwanzig Franken heraus ... Aber geschwind!«

»Ja so, Sie verkaufen mir dieses Billet?«

»Was denken Sie denn? Glauben Sie etwa, ich sey auf den Boulevard spazirt in der Erwartung, Ihren blauen Friseurfrack vorbeikommen zu sehen?«

Choublanc setzt seinen Hut wieder auf, betrachtet den rosenfarbenen Zettel und sagt etwas verdrüßlich:

»Zwanzig Franken für einen Platz . . . das scheint mir sehr theuer!«

»Es sind ja zwei Plätze . . . Sehen Sie nur.«

»Aber ich brauche keine zwei Plätze, ich bin ja ganz allein.«

»Das kümmert mich nicht. Nehmen Sie Jemanden mit . . . In einem Café findet man bald einen Freund.«

»Ich habe keine Freunde im Café, ich komme von Troyes . . . Verkaufen Sie mir nur einen Platz.«

»Unmöglich, alle meine Billets sind für zwei Plätze. Ueberdies sitzen Sie ja bequemer, wenn Sie zwei Plätze haben.«

»Glauben Sie? Ja es ist wahr, wenn ich zwei Sperrsitze habe, kann ich wechseln . . .«

»Entschließen Sie sich, ich habe nicht Zeit hier ein paar Stunden zu warten.«

»Es sind vielleicht schon viele Plätze vermiethet?«

»Das will ich meinen! der Zudrang ist furchtbar . . . Sehen Sie nur, wie lang die Queue wird, während wir hier

schwatzen. Mehr als die Hälfte von den Leuten, die Sie da sehen, wird keinen Platz bekommen.«

»Gut, ich entschließe mich . . . Aber ich kann doch gleich in die Hauptthüre gehen, wie die Logenschließerinnen und die Löschmannschaft?«

»Ja, Sie können sogleich hinein . . . Sehen Sie nur, das Publicum hat schon Zutritt.«

»Ei! da habe ich ja keine Zeit zu verlieren . . . Hier sind Ihre zwanzig Franken.«

Der Billetverkäufer steckt sein Geld ein und verschwindet.

Choublanc geht mit dem selbstgefälligen Anstande eines Tambourmajor, ohne an seine Binde auf dem Auge zu denken auf das Theater zu.

VI.

Choublanc im Theater.

Das Publicum hatte bereits Zutritt, als Choublanc ganz stolz durch die mittlere Barriere geht, welche sich vor den Besitzern von Billets öffnet.

Der Champagnese geht auf die Controlle zu. Ein Polizeisergent, welcher fast zugleich mit ihm kommt, sagt leise einige Worte zu einem Controleur, welcher mit dem Kopfe nickt und erwiedert: »Gut, bleiben Sie nur da.«

Choublanc weist sein Billet vor. Einer der Beamten nimmt es, betrachtet es eine Weile und fragt dann Choublanc mit dem strengen Tone eines Untersuchungsrichters:

»Von wem haben Sie das Billet?«

»Vom wem ich es habe?«

»Wer hat es Ihnen gegeben?«

»Man hat es mir nicht gegeben, ich habe es gekauft, und zwar sehr theuer, um zwanzig Franken . . . Es sind zwar zwei Plätze darauf, aber ich bin ganz allein.«

»Ich sehe mit Vergnügen, daß Sie uns nicht zu täuschen suchen; wir haben schon gewußt, daß Sie dieses Billet auf der Straße gekauft haben, der Herr Polizeisergent hat uns davon in Kenntniß gesetzt.«

»Wenn Sie es wußten, warum haben Sie mich denn gefragt?«

»Um die Thatsache festzustellen. Wissen Sie denn nicht, daß es verboten ist, Freibillets zu kaufen?«

»Wie, es ist verboten?«

»Wenn Sie dieses Billet genau betrachtet hätten, würden Sie gesehen haben, daß es von der Direction gratis ausgegeben worden ist . . . Sehen Sie nur, unten steht gedruckt: dieses Freibillet darf nicht verkauft werden.«

»Ja wahrhaftig, das steht da! Ich hatte es nicht beachtet, der Verkäufer hätte es mir zeigen sollen . . .«

»Er würde sich wohl gehütet haben. Sie können nicht eintreten, mein Herr, . . . Sehen Sie, was man mit Ihrem Billet macht.«

Der Controleur zerreißt es und wirft es weg. Choublanc der ganz erschrocken ist, erwiedert:

»Dann bin ich also um meine zwanzig Franken geprellt . . .«

»Kaufen Sie künftig keine Billets wieder auf der Straße . . . Entfernen Sie sich, mein Herr, und stehen Sie den Leuten nicht im Wege.«

»Aber ich wünsche das Stück zu sehen . . .«

»Dann gehen Sie an die Cassa und nehmen Sie ein Billet.«

»Werde ich noch einen Platz finden?«

»O ja.«

Choublanc geht auf die Casse zu. In dem Augenblicke fällt ihm ein, daß er den Billetverkäufer wiederfinden und zur Rückgabe seiner zwanzig Francs zwingen könne; er geht auf dieselbe hohle Säule zu, wo er sein Billet gekauft hat. Er geht langsam um den Bretervorschlag, denn er glaubt zu ahnen, daß Jemand auf der andern Seite steht.

Als er die Fahrstraße erreicht, sieht er wirklich einen Mann, der ihm natürlich den Rücken zukehrt; aber der Mann hat dieselbe Größe wie der Billetverkäufer, sein Paletot hat dieselbe Farbe, sein Hut dieselbe Form. Choublanc zweifelt keinen Augenblick, daß es der Billetverkäufer sey. Er tritt auf ihn zu, schlägt ihn auf den Rücken und sagt mit aller ihm zu Gebote stehenden Grobheit:

»Wenn Sie glauben, daß es so hingehen werde, so irren Sie sich . . . geben Sie auf der Stelle meine zwanzig Franken heraus.«

Eine etwas klägliche Fistelstimme kommt aus der Säule.

»Wie! zwanzig Franken . . . Warum denn zwanzig Francs? Ich mache mich ja keiner Uebertretung schuldig, ich bin in meinem Recht.«

»Das ist nicht wahr! Es ist nicht erlaubt, es ist verboten . . . Es steht darauf gedruckt.«

»Das habe ich gar nicht gesehen.«

»Machen Sie nur nicht viel Federlesen . . . Geben Sie das Geld her, oder ich lasse Sie arretiren.«

»Aber ich kann mich nicht mehr beeilen, ich thue mein Möglichstes . . . Ich versichere Sie, daß ich . . .«

»Es braucht ja nicht so lange Zeit, um in die Tasche zu greifen und zwanzig Franken herauszunehmen.«

»Das ist wohl wahr . . . Aber ich befinde mich in großer Verlegenheit . . . Diable! . . . wenn man sie nicht mehr zu diesem Zwecke gebrauchen soll, was soll man denn damit machen? Man sollte sie ganz wegnehmen.«

»Man zerreißt sie, das kommt aufs Gleiche hinaus.«

»Man zerreißt sie! Ich bin auf der Folter . . . hier, nehmen Sie Ihre zwanzig Franken.«

Der Herr mit der Fistelstimme reicht dem Champagnesen zwanzig Franken, ohne sich umzusehen. Choublanc steckt das Geld in die Tasche und entfernt sich einige Schritte, dann steht er einige Augenblicke auf dem Boulevard still, um das Geld zu zählen.

In demselben Augenblicke schaut der Herr, welcher noch immer in der Säule beschäftigt ist, etwas zur Seite und betrachtet mit Erstaunen den Fremden, mit welchem er eben zu thun hatte und den er für einen Polizeiinspector hielt.

Das Geld war richtig. Choublanc eilt an die Casse und sagt: »Geschwind ein Billet, ein gutes Billet!«

»Wir geben gar keine schlechten Billets aus,« erwiedert der Cassier.

»Es ist wahr, hier müssen sie alle gut seyn.«

»Was für einen Platz wünschen Sie?«

»Ich will überall hingehen.«

»Dann nehmen Sie ein Billet zu der ersten Gallerie, dann können Sie gehen wohin Sie wollen.«

Choublanc nimmt ein Billet zur ersten Gallerie und tritt stolz auf den Controleur zu.

»Ich hoffe, daß Sie mich jetzt durchlassen werden,« sagt er.

»Allerdings, mein Herr ... Und dieses Billet wird nicht so viel gekostet haben.«

»Sie wissen nicht, daß ich meinen Billetverkäufer wiedergefunden habe; er hat mir meine zwanzig Franken zurückgegeben.«

»Sie sind sehr glücklich, mein Herr,« erwiedert der Controleur; »gemeiniglich kann man solche Leute nicht wiederfinden. Er war also auf dem Boulevard geblieben?«

»Ich habe ihn drüben angefaßt ... Sie wissen, dort an der hohlen Säule ... wo er beschäftigt war ... Er wollte Einwendungen machen, aber ich ließ ihn nicht los und er zahlte.«

»Desto besser für Sie, aber es ist wirklich merkwürdig!«

Choublanc geht zur Verwunderung des Controleurs ins Parterre. Der Champagnese ist nicht minder erstaunt, als er das Theater fast leer findet. Im Parterre befinden sich etwa zwanzig Personen; in den Logen und Gallerien sieht man ebenfalls nur wenige.

Der Vorhang geht auf.

»Die Leute sind noch nicht gekommen,« dachte Choublanc, »alles was ich leer sehe, muß vermiethet seyn; es gehört wahrscheinlich zum guten Ton, spät zu erscheinen. Inzwischen will ich mich nach Leonore umsehen, ehe das Theater voll wird, sie ist jetzt leichter zu finden.«

Choublanc sieht sich nach allen Seiten um, er will in den ganz leeren vergitterten Logen durchaus Leute erblicken und muß sich jeden Augenblick erinnern lassen.

»Setzen Sie sich! . . . Verhalten Sie sich doch ruhig!«

»Was hat der ungeschliffene Mensch zu schauen?«

Choublanc glaubt nicht, daß er damit gemeint sey; er steht abwechselnd auf und setzt sich, wie die kleinen Wippermännchen, die aus einer Schachtel hervorkommen. Endlich klopft ihm ein Herr auf die Schulter und sagt:

»Sie werden aufgefordert, sich ruhig zu verhalten oder sich zu entfernen!«

»Warum denn?«

»Weil Sie alle hinter Ihnen sitzenden Personen hindern, die Bühne zu sehen.«

»Es sind ja keine Leute hinter mir.«

»Das thut nichts, Sie stören die Ordnung.«

»Ich suche meine Frau; ich muß mich doch umsehen, um zu wissen, ob sie da ist.«

»Dann setzen Sie sich in eine Loge, wo Sie allein sind und sich so viel umsehen können wie Sie wollen.«

»Sie haben Recht; ich glaube, daß ich in einer Loge das Publicum besser übersehen kann.«

Choublanc verläßt das Parterre durch eine andere Thür, als die, durch welche er gekommen war; er nimmt die Contremarke, welche ihm eingehändigt wird, und geht eine Treppe hinauf.

Im ersten Range sagt er zu einer Logenschließerin:

»Schließen Sie mir eine Loge auf.«

»Ich bitte um Ihr Billet.«

»Hier ist es.«

Die Logenschließerin betrachtet die Contremarke und erwiedert: »Was ist das? Eine Contremarke vom Parterre; ich kann Ihnen keine Loge geben.«

»Es ist wahr, ich befand mich im Parterre, aber ich will meinen Platz wechseln . . . Oeffnen Sie mir also eine Loge.«

»Nein, das geht nicht; wenn Sie eine Loge wollen, so müssen Sie an der Casse nachzahlen.«

»Was faseln Sie von nachzahlen? Ich habe ein Billet genommen, um überall hinzugehen, und jetzt verweigert man mir den Eintritt in eine Loge.«

»Das kümmert uns nicht,« erwiedert die Logenschließerin; »wenden Sie sich an die Controlle.«

»Ja wohl, ich werde mich an die Controlle wenden, es soll nicht so hingehen.«

Choublanc eilt erzürnt hinunter und geht mit so drolliger Miene auf den Controleur zu, daß dieser sich des Lachens nicht erwehren kann und ihn fragt:

»Hat man Ihnen Ihre zwanzig Franken wieder abgenommen?«

»Nein, man hat mir nichts abgenommen, ich lasse mich nicht so leicht übervortheilen. Aber Sie wissen, daß ich ein Billet für alle Plätze genommen habe?«

»Ich weiß, daß Sie ein Billet für deu ersten Stock haben . . .«

»Aber die Logenschließerin will mich nicht einlassen; Sie behauptet, daß dieses Billet nicht gelte . . .«

»Sie hat Recht, dies ist eine Contremarke vom Par-

terre. Sie sind gewiß fortgegangen, ohne Ihr erstes Billet zurück zu verlangen. Die Logenschließerin hatte Recht.«

»Wie! Sie hatte Recht . . . Alle Wetter!«

»Schreien Sie nicht so, mein Herr, man wird Ihnen eine Loge aufschließen.«

Der Controleur schickte einen Theaterdiener mit ihm hinauf. Dieser läßt ihm eine Loge aufschließen.

Choublanc tritt triumphirend ein.

»Sehen Sie wohl, daß ich das Recht hatte!«

Die Logenschließerin verneigt sich und überreicht ihm eine kleine Bank.

»Was ist das?«

»Um die Füße darauf zu setzen.«

»Ist man in den Logen gezwungen, eine Fußbank zu nehmen?«

»Man pflegt immer eine zu nehmen, man sitzt bequemer.«

»Dann geben Sie her.«

Choublanc setzt sich in die leere Loge und stellt die Füße auf die kleine Bank, die ihm sehr lästig ist; aber die Logenschließerin hat gesagt, es sey der Brauch, und er glaubt sich fügen zu müssen.

Während er sich im Theater umsieht, sucht er vergebens etwas von dem Stück zu verstehen, und zu seinem Erstaunen bleibt die in der Zeitung angekündigte Zuschauermenge aus.

»Die Zeitung muß sich geirrt haben,« sagt er zu sich. »Aber die Zeitungen lügen doch nie; ich habe immer gehört, was in den Zeitungen steht, sey wahr . . . Wenn man

hundert Vorstellungen ohne Zuschauer gibt, so werden Sie nicht viel eintragen.«

Bald entschließt er sich, die Loge zu verlassen; die Fußbank ist ihm lästig, er will höher hinaufgehen, um besser zu sehen.

VII.

Choublanc als Cabaleur.

Der Champagnese verläßt die Loge und verlangt sein Billet.

Die Logenschließerin verlangt nun die Bezahlung für die Fußbank.

»Man bezahlt also dafür?«

»Ja wohl, mein Herr.«

»Sie sagten aber, eine Fußbank gehöre zum Platze.«

»Allerdings, aber man bezahlt sie besonders.«

»Wie viel bin ich schuldig?«

»Wir machen darin keine Vorschrift, es hängt von dem Belieben ab.«

Choublanc nimmt einen Sous aus der Tasche und reicht ihn der Logenschließerin, welche mit dem Ausdrucke beleidigter Würde zurücktritt und sagt:

»Fi donc, monsieur! einen Sous nehmen wir nicht.«

»Warum sagen Sie denn, es hänge von dem Belieben ab?«

Choublanc legt noch vier Kupferstücke zu, die Logenschließerin nimmt es endlich an.

»Jetzt weiß ich,« murrt Choublanc fortgehend, »wie es mit dem Belieben gemeint ist: man darf nicht weniger als fünf Sous geben.«

Er kommt in die dritte Gallerie, in der Volkssprache »das Paradies« genannt.

Er gibt sein Billet ab und tritt in die Gallerie, wo er eine nicht zahlreiche aber keineswegs gewählte Gesellschaft findet, und wo ein Geruch herrscht, der nöthigenfalls das Alkali ersetzen könnte.

Choublanc geht hinter den Herren und Damen auf und ab und hört folgendes Gespräch:

»Findest Du das Stück hübsch, Chalumel?«

»Nein, es kommt nicht genug Mord und Todschlag darin vor; da sind zwei Prahler, die immer sagen: Ich schlage Dich todt! ich schieße Dich nieder! . . . und jedesmal, wenn sich eine Gelegenheit darbietet, geht der eine fort, um seinem Feinde Zeit zu lassen, sich aus dem Staube zu machen . . . Das finde ich sehr langweilig!«

Der Kritiker steckt zwei Finger in den Mund und fängt an zu pfeifen.

»Was ist das?« fragt Choublanc einen neben ihm stehenden Zuschauer.

»Der Herr hat wahrscheinlich seinen Hund verloren und pfeift ihm.«

»So? ich glaubte Hunde dürften nicht ins Theater.«

Aus dem Parterre wird gerufen: »Hinaus mit der Cabale! — Fort mit den Pfeifern!«

»Ja, kommt nur herauf! . . . Wir wollen es Euch schon sagen!«

»Sehet doch den einäugigen Herrn mit dem blauen Frack! Will er etwa die Aufsicht hier führen?«

»Wir wollen ihm das andere Auge einschlagen, dann wird er nicht mehr schielen.«

Um nicht die Zielscheibe der dritten Gallerie zu werden, entfernt sich Choublanc.

»Hier sehe ich noch weniger als anderswo . . . und die Leute bringen ihre Hunde mit, das kann unangenehm werden . . . Ich will hinuntergehen, ich glaube, daß man auf einem Balconsitz besser sieht.«

Er nimmt eine Contremarke, geht zwei Treppen hinunter und weist seine Contremarke vor.

Die Schließerin betrachtet das Billet und antwortet mit höhnischem Lächeln:

»Es ist nicht hier, es ist höher.«

»Was ist höher?«

»Ihr Platz.«

»Ich gehe, wohin ich will; ich war schon ganz oben und befand mich sehr schlecht, deshalb bin ich herunter gekommen. Schließen Sie den Balcon auf.«

»Mit diesem Billet können Sie nicht auf den Balcon kommen,« entgegnet die Schließerin, »Sie müssen an der Casse nachzahlen.«

»Was soll das bedeuten? Sie wollen es so machen wie bei den Logen, das wird mir zu arg!«

»Ich weiß nicht, was Ihnen bei den Logen begegnet ist, aber mit diesem Billet können Sie den Balcon nicht betreten.«

»Corbleu! das ist zu arg! . . . Ich gehe hinunter und

hole die Polizei ... dann sollen Sie sehen, ob ich ein Recht habe, den Balcon zu betreten!«

Choublanc kommt ganz athemlos an die Controlle und eifert:

»Es fängt schon wieder an, man will mir nicht aufmachen ... Endlich verliere ich die Geduld.«

»Wir verlieren auch die Geduld,« erwiedert der Controleur; »drei Zuschauer wie Sie würden das ganze Theater in Unordnung bringen.«

»In Unordnung! Ich will ja nur auf den Balcon, und ich habe das Recht dazu erkauft ...«

»Es ist unerträglich! Zeigen Sie Ihr Billet ... Was! Sie kommen von der dritten Gallerie, was haben Sie denn dort gemacht?«

»Ich ging hinauf, um zu sehen ... Aber ich sah gar nichts.«

»Aber können Sie sich denn nicht entschließen, welchen Platz Sie wollen?«

»Ich sage Ihnen ja, daß ich auf den Balcon will.«

»Ich will Sie hinführen lassen; aber dann bleiben Sie auch dort.«

Der Theaterdiener geht mit Choublanc wieder hinauf und läßt den Balcon aufschließen. Diesesmal befindet sich der Champagnese in Gesellschaft von Personen, welche ihren Hunden nicht pfeifen. Die Gesellschaft ist nicht zahlreich, aber anständig. Choublanc nimmt in der zweiten Reihe Platz. Er sieht sich wieder nach seiner Frau um, bemerkt aber keine, die ihr ähnlich ist.

Da er von dem Stücke nichts versteht, so sagt er zu einem neben ihm sitzenden Herrn:

»Die große Zuschauermenge bleibt lange aus.«

Der Herr erwiedert lächelnd:

»Wenn Sie diesen Abend hier eine große Menge von Zuschauern erwarten, so können Sie lange harren ...«

»Aber in der Zeitung stand doch neben einem pomphaften Lobe des Stückes die Versicherung, daß alle Plätze schon lange im voraus vermiethet seyen.«

»Wenn Sie solche Reclamen für Wahrheit halten, werden Sie sehr oft betrogen.«

»Wirklich? dann will ich künftig kein Wort mehr davon glauben.«

Zu seiner Zerstreuung zieht Choublanc eine Dose hervor, die er zum Ersatz für die gestohlene gekauft hat. Die neue Dose ist von Buchsbaumholz, aber wenn man sie aufmachen will, gibt sie einen kreischenden Ton von sich wie eine kleine Kindertrompete.

Dieses Geräusch erregt wieder allgemeine Aufmerksamkeit; Einige lachen; Andere murren. Aus dem Parterre ruft man: »Ruhe auf dem Balcon!« — und aus dem Paradiese: »Das Kind ins Bett!«

Choublanc, der gar nicht merkt, daß diese Mahnungen ihm gelten, nimmt gemächlich seine Prise und denkt im Ingrimm: »Und ich lasse Dessert und Kaffeh stehen ... und kaufe ein Billet um zwanzig Franken, weil ich in der Zeitung von ungeheurem Andrange gelesen hatte und keinen Platz mehr zu bekommen fürchtete ... Es ist noch ein glücklicher Zufall, daß ich meine zwanzig Franken wieder bekommen habe ... Mein Gott! schon wieder Leute im Theater, die ihre Hunde verloren haben ... man muß wohl viele Hunde mitgebracht haben; sie müssen wohl unter den Bänken

sitzen, denn ich habe keine bemerkt . . . das Stück langweilt mich . . . ich will eine Prise nehmen.«

Die Dose kommt wieder aus der Tasche hervor und spielt ihr Trompetenstückchen. Alle Zuschauer sehen sich um, es entsteht ein neues Gelächter, aber aus dem Parterre ruft man: »Hinaus! hinaus!« — und zu diesem Lärm kommt noch das Pfeifen der Personen, welche so viele Hunde bei sich haben müssen.

Plötzlich erscheint ein Controleur auf dem Balcon und sagt zu Choublanc:

»Mein Herr, Sie geben Anlaß zu dem Lärm; wenn Sie nicht aufhören, so müssen Sie sich gefallen lassen, daß man Sie hinausweist.«

»Was sagen Sie da? Ich gebe den Anlaß zu dem Lärm? . . . Ich gehe nicht von der Stelle, ich sage nichts, ich habe keinen Hund mitgebracht, ich pfeife nicht ...«

»O! Sie thun als ob Sie nicht verständen ... Sie haben ein Instrument bei sich, das im Theater durchaus nicht am rechten Ort ist.«

»Ich! . . . o nein, ich habe nicht das mindeste Instrument mitgebracht!«

»Kurz und gut, ich habe Sie gewarnt; vermeiden Sie jede fernere Störung, man wird Sie sonst hinausweisen.«

»Was für eine Störung soll ich vermeiden? ...«

Der Inspector hat sich entfernt. Choublanc murrt: »Man ist in diesem Theater gar nicht artig gegen das Publicum . . . ich weiß nicht was man von mir will . . . Ich habe doch mein Billet bezahlt und hatte Wortwechsel an der Controlle, mit den Logenschließerinnen . . . und nun sagt man

gar, ich sey Schuld an dem Lärm! Es ist mir unbegreiflich ... Ha! was sehe ich dort in der vergitterten Loge! Einen rosenrothen Hut, gerade wie Leonorens Hut! ... Mein Gott! wenn nur das Gitter nicht wäre! Ich sehe das Gesicht der Dame nicht ... wenn's Leonore wäre! Der Hut ist ganz derselbe. Ich glaube, sie ist in Begleitung eines Herrn ... Ich will ins Parterre hinuntergehen und mich vor die Loge stellen ... und wenn's Leonore ist, so zerschlage ich das Gitter und sage: »Guten Abend, Madame, ich mache mein Compliment.«

Ehe wir dem Champagnesen auf dieser neuen Wanderung folgen, wenden wir uns zu dem Herrn, dem er in der Anstandssäule zwanzig Franken abgenommen hat. Dieser Herr hieß Chauffournin und war ein Sechziger; er war Postbeamter gewesen, beschränkte sich aber seit längerer Zeit auf einen Abendspazirgang über den Boulevard und auf eine Partie Domino im Café de la Gaité.

Als er endlich aus der Säule hervorgekommen ist, setzt er seinen Spaziergang fort und begibt sich dann in das Café.

Bald kommt ein dicker Papa, der gerade auf Chauffournin zugeht und zu ihm sagt:

»Was sitzest Du denn so allein in deinem Winkel, wie ein Isegrimm? Warum kommst Du nicht, um eine Partie mit uns zu machen?«

»Ich bin nicht aufgelegt zum Spielen,« erwiederte Chauffournin.

»Bist Du denn krank?«

»Nein, aber ich ärgere mich ... zwanzig Franken findet man nicht auf der Straße ...«

»Wofür hast Du denn zwanzig Franken ausgegeben? Hast Du etwa einer Theaterprinzessin ein Bouquet geschickt?«

»Laß mich doch in Ruhe! Ich habe nie mehr als zwei Sous für ein Bouquet bezahlt ... Nein, ich ärgere mich über die neue und unerhörte Verordnung in Betreff der Anstandssäulen ... ich wußte es nicht ... man hätte es bekannt machen sollen. Ich ging ganz arglos hinein und mußte zwanzig Franken Strafe bezahlen ... das ist hart!«

»Lieber Freund, ich verstehe kein Wort davon. Du hast zwanzig Franken Strafe bezahlt? Was hattest Du denn gethan?«

»Ich stellte mich an eine Anstandssäule, um ein ganz natürliches Bedürfniß zu befriedigen.«

»Du hattest Dich wohl anstandswidrig gestellt?«

»Gott bewahre, ich verletze nie den Anstand. Ich hatte die vorschriftsmäßige Stellung: der Inspector hatte ja nicht einmal mein Gesicht gesehen; er schlug mich auf den Rücken und sagte: Sie müssen zwanzig Franken zahlen; es ist verboten ... Sie hätten es sehen sollen, es steht gedruckt darauf. Aber beim Fortgehen betrachtete ich die Säule von oben bis unten, ich las vielerlei Dinge daran, aber kein Wort von einem neuen Verbot.«

»Was faselst Du da, Chauffournin? Du willst mir gewiß einen Bären aufbinden ...«

»Ich ... Dir einen Bären aufbinden! Wie meinst Du das?«

»Die Geschichte von den zwanzig Franken ist eine Fabel, ein schlechter Witz!«

»Nein, wahrhaftig nicht ... ich habe zwanzig Franken bezahlt.«

»Das ist nicht möglich!«

Einige Stammgäste kommen näher und lassen sich das Abenteuer Chauffournin's erzählen.

»Unbegreiflich!« erwiederte einer von ihnen; »ich komme soeben von einer Säule her und man hat mir nichts gesagt.«

»Vielleicht hat man Sie nicht gesehen.«

»Das ist nicht denkbar; man macht ja förmlich Queue an den Säulen auf dem ganzen Boulevard, und überall sind Polizeisergeanten; wenn's verboten wäre, würde man nicht so handeln.«

»Armer Chauffournin, Du bist um deine zwanzig Franken geprellt worden!«

»Nicht möglich! Ich hätte mich von einem Gauner überlisten lassen?«

»Ohne Zweifel; aber der Gaunerstreich ist nicht übel.«

»Sehr fein angelegt; der Spitzbube muß ein schlauer Patron seyn ... Ha, ha, ha! es ist köstlich! was! am hellen Tage, in Gegenwart der Polizeisergenten ... das ist sehr keck!«

»Er muß ein gewandter Gauner seyn.«

»Hast Du ihn gesehen? Und würdest Du ihn wieder erkennen?«

»Ja, nachher habe ich ihn beobachtet, er sah mich nicht, er zählte mit Wohlbehagen seine zwanzig Franken.«

»Das glaube ich wohl. Wie sieht er denn aus?«

»Er ist ein Mann von mittlerem Alter, mit einem recht gutmüthigen Gesichte; er sieht aus wie eiu Spießbürger vom Marais ... Er trug einen hellblauen Frack und hatte eine schwarze Binde auf einem Auge.«

»Hellblauer Frack, Binde auf dem Auge! Den kenne ich ... er hat sich den ganzen Abend auf dem Boulevard umhergetrieben. Er machte Quarré vor dem Theater, ehe die Barrieren gelegt waren; er wollte mit der Löschmannschaft hinein. Ich dachte: der Gimpel muß noch nie aus seinem Dorfe gekommen seyn ... und er ist ein Gauner! Wahrhaftig, besser kann man die Leute nicht betrügen!«

»Könnten Sie mir behilflich seyn, ihn aufzufinden?«

»Er ging ins Theater. Da er so keck ist, wird er vielleicht noch darin seyn.«

»Wenn er noch da ist, lasse ich ihn auf der Stelle arretiren ... Ich will sogleich nachforschen, um meine zwanzig Franken wieder zu bekommen.«

Chauffournin steht mit ungewohnter Hast auf und begibt sich in das Theater, wo sich der Gauner befinden soll.

Choublanc, der den Hut seiner Frau in einer vergitterten Parterreloge zu erkennen glaubt, verläßt eben den Ballon und sagt zu der Schließerin:

»Geben Sie mir mein Billet, mit welchem ich allenthalben Zutritt habe. Ich kenne jetzt die Hausordnung und nehme keine Contremarken mehr, die man anderswo nicht annimmt.«

»Ich gebe Ihnen gar nichts,« erwiederte die Schließerin, »weil man mir's verboten hat; man sagte mir: Wenn der Herr herauskommt, geben Sie ihm keine Contremarke.«

»Ich verstehe: wahrscheinlich kann ich jetzt ohne Billet überall hingehen.«

Der Champagnese geht ins Parterre hinunter; der Controleur verlangt sein Billet.

»Man gibt mir kein Billet mehr,« erwiedert Choublanc.

»Wie! man gibt Ihnen kein Billet mehr? . . . was bedeutet das?«

»Ich weiß es nicht.«

»Ich auch nicht; aber ohne Billet darf Niemand hinein.«

»Sapperlot! immer Hindernisse! Das ist zu arg! . . . Ich werde an der Casse mein Geld zurückfordern!«

Aber in dem Augenblicke als Choublanc sehr erzürnt an die Casse eilt, erscheint Chauffournin und ruft:

»Da ist er! Da ist der Dieb, der mich bestohlen! Ich erkenne ihn sehr gut . . . Polizeisergent, thun Sie mir den Gefallen, diesen Herr zu arretiren!«

»Mich arretiren! . . . Ich soll ein Dieb seyn . . . ich bin ein ehrlicher Troyaner aus dem Lande der gesulzten Schweinsköpfe . . . Mein Herr, Sie irren sich . . .«

»Nein, nein, Sie haben mir draußen auf dem Boulevard zwanzig Franken abfiloutirt . . . Sie sind sehr leicht zu erkennen.«

Der Polizeicommissär kommt dazu. Chauffournin erzählt ihm was vorgefallen ist. Nun erst sieht Choublanc ein, daß er sich villeicht geirrt und diesen Herrn für den Billetverkäufer gehalten hat. Er erklärt sein Benehmen. Der vormalige Postbeamte will's nicht glauben, aber zum Glück für Choublanc können die Controllebeamten die Wahrheit seiner Angabe bestätigen; seine Schuldlosigkeit wird insbesondere dadurch bewiesen, daß er selbst die Zurückgabe seiner zwanzig Franken im Theater erzählt hatte.

Der ehrenwerthe Champagnese zeigt dem Polizeicommissär einige Briefe und andere Papiere, welche seine Identität

beweisen. Er gibt Herrn Chauffournin sein Geld zurück und betheuert, daß ihm so etwas nicht wieder begegnen soll und daß er künftig die Leute genau ansehen will. Endlich verläßt er das Schauspielhaus mit dem Vorsatz, seine Frau nicht mehr im Theater zu suchen.

Chauffournin begibt sich wieder in sein Kaffehhaus; er denkt: der Gaudieb mag sich anderswo hängen lassen; was liegt mir daran? ich habe mein Geld wieder . . . aber ich besitze zu tiefe Menschenkenntniß, ich glaube kein Wort von Allem, was er zu seiner Vertheidigung gesagt hat . . . er ist ein Erzgauner! Er möge sich in Acht nehmen, daß er mir nicht in die Hände fällt, wenn ich einmal Geschworner werde!«

VIII.

Arthur Rosencoeur.

Wir kehren zu Leonore zurück. Sie saß im einfachen Morgenanzuge auf dem Sopha; es war erst zwei Uhr Nachmittags; sie gab sich dem Genuß der Lectüre hin. Sie hielt eine Uebersetzung des »Rasenden Roland« in der Hand; sie hatte das Buch schon oft gelesen, aber sie las es immer wieder, weil sie dachte, Arthur müsse aussehen wie Roland, zumal seitdem sie ihn verloren hatte.

Plötzlich wurde heftig an der Thürglocke gezogen. Leonore springt auf und läßt das Buch fallen. Marinette läßt erschrocken ihren Federwisch fallen.

»Mein Gott! das ist er!« stammelt Leonore; »es ist Choublanc! Er wird mich gefunden haben . . . Der Haus-

meister hat gewiß meine Befehle vergessen und ihn herauf gelassen.«

»Soll ich aufmachen, Madame?«

»Ich weiß nicht . . . wenn er wieder fortginge . . .«

Die Glocke wird noch heftiger gezogen. Leonore und Marinette zittern.

»Der läutet ja gerade als ob er der Herr vom Hause wäre!« eifert die Dienstmagd; »der wird den Glockenzug zerreißen!«

»Das ist zu ungeschliffen!« sagt Leonore.

»Geh und mach auf, Marinette; ich will ihn behandeln, wie er's verdient.«

»Ich will ihn fragen, mit welchem Rechte er wie ein Wasserträger anläutet.«

Marinette, welche sich entfernt hat, kommt nach einer kleinen Weile sehr erfreut zurück.

»Ach! Madame, wenn Sie wüßten . . . Es ist nicht Herr Choublanc . . .«

»So! wer ist es denn?«

»Es ist . . . der schönste Tag Ihres Lebens . . .«

»Ich bitte Dich, Marinette, erkläre Dich deutlicher.«

»Sie sagten ja, Madame: es wird der schönste Tag meines Lebens seyn, wenn ich Herrn Arthur Rosencoeur wiedersehe.«

»Weiter . . . weiter, Marinette! Ich sterbe vor Ungeduld . . .«

»Er ist da, Madame.«

»Er! Arthur . . . O Himmel!«

In diesem Augenblicke tritt ein großer Herr in den Salon und eilt auf sie zu:

»Ja, meine süße Freundin! Ja, meine noch immer heißgeliebte Leonore! Ja ich bin's, Arthur Rosencoeur, der Dich noch immer treu und innig liebt.«

»Arthur . . . theurer Arthur! . . . ist es möglich!«

Leonore betrachtet den Mann ihres Herzens mit wonnetrunkenen Blicken.

Er hat sich in zwanzig Jahren freilich sehr geändert; aber sie erkennt sein schönes, edles Profil, seine noch immer ausdrucksvollen, feurigen, wenn auch tiefer liegenden Augen wieder. Alle seine Gesichtszüge haben die Einwirkungen der Zeit und eines wahrscheinlich stürmischen Lebens erfahren; man sieht darin die Spuren von Ausschweifungen. Aber er hat immer noch einen schlanken und stattlichen Wuchs; er ist mager geblieben und hat daher seine frühere Beweglichkeit und Gewandtheit behalten; in seinen Bewegungen und Manieren ist sogar eine Ungezwungenheit, welche in den Augen einer jeden unbefangenen Person an Gemeinheit streifen würde.

Arthur ist elegant gekleidet; er trägt eine vermuthlich goldene Lorgnette und eine schwere Uhrkette, seine Finger tändeln mit einem hübschen Stöckchen, dessen Knopf ebenfalls von Gold zu seyn scheint. Sein üppiges Haar ist sorgfältig frisirt; er hat keinen Schnurbart, sondern nur einen sehr kurz geschnittenen Backenbart, der sich unter dem Kinn vereinigt und zu seinem Gesicht gleichsam den Rahmen bildet. Endlich verbreitet sich ein starker Bisam- und Ambraduft aus seinem Taschentuch, welches er hervorzieht, als er an der Seite der Dame auf dem Sopha Platz nimmt.

»Ja, Sie sind es wirklich, theuerster Arthur,« sagte

Leonore, nachdem sie ihn mit einiger Zärtlichkeit betrachtet hat. »Sie sind fast gar nicht verändert.«

»Und Sie, Theuerste, sind nicht im mindesten verändert . . .«

»Ach! Sie schmeicheln! . . .«

»Nein, der Teufel soll mich holen! Ich sehe Sie wieder wie in der Soirée bei dem Adjuncten des Bürgermeisters, wo ich Sie zum ersten Male sah, wo wir zusammen Pfänder spielten . . . Erinnern Sie sich noch?«

»Ob ich mich erinnere! Es ist mir, als ob es gestern gewesen wäre . . . und doch, wie viel haben wir seitdem erlebt . . .«

»Sacrebleu! das will ich meinen . . .«

»Warum sehe ich Sie denn erst heute wieder?«

»Es ist nicht meine Schuld . . . ich suche Sie seit acht Tagen auf den Boulevards . . .«

»Erst seit acht Tagen suchen Sie mich?«

»Was sage ich? seit zwanzig Jahren . . . ich meine, hier in diesem Stadtviertel . . . Pardon, Theuerste, ehe wir uns ins Gespräch vertiefen, erlauben Sie wohl, daß ich meine Cigarre anzünde?«

»Sie rauchen?«

»Ja, es ist meine Gewohnheit, die ich auf meinen weiten Reisen zu Lande und zu Wasser angenommen habe . . . Ueberdies wissen Sie ja, daß es jetzt sehr anständig ist . . . Ist Ihnen der Cigarrengeruch etwa unangenehm?«

»O nein! was Ihnen angenehm ist, kann mir nicht mißfallen.«

Leonore sagte die Unwahrheit, sie konnte den Tabaks-

rauch nicht ausstehen; aber sie bekämpft ihren Widerwillen, um ihrem alten Freunde gefällig zu seyn.

Arthur nimmt eine große Cigarre aus seinem Etui und ruft wie in einem Wirthshause:

»Heda, Köchin . . . Feuer!«

Marinette, welche sich seit der Ankunft des seit zwanzig Jahren so sehnlich erwarteten Herrn bescheiden zurückgezogen hatte, erscheint fast athemlos.

»Was gibt es? . . . Madame hat gerufen . . .«

»Geschwind, Feuer!« sagt Arthur Rosencoeur, indem er sich behaglich ausstreckt und ein Bein über das andere schlägt.

»Feuer! . . . wozu denn Feuer? Madame will nicht, daß ich um diese Jahreszeit Feuer im Salon mache . . .«

»Davon ist auch keine Rede, Du Gans! . . . Ich verlange Feuer, um meine Cigarre anzuzünden . . . Beeile Dich, dicke Dirne!«

Marinette fühlt sich durch diese Ehrentitel ziemlich beleidigt; sie holt indeß Zündhölzchen und geht wieder in die Küche.

Der schöne Arthur zündet seine Cigarre an, während ihn Leonore mit Bewunderung betrachtet, obschon ihr der Tabaksdampf Uebelkeiten verursacht.

»Jetzt, Minette,« sagt er, »können wir behaglich plaudern. Es ist mir zu Ohren gekommen, daß Sie sich verheirathet haben, seitdem wir uns nicht gesehen haben. Aber ich wollte das dumme Geschwätz nicht glauben; ich dachte: nein, das ist nicht möglich! Leonore kann ihr Wort nicht gebrochen haben . . . Ich weiß wohl, daß sie einen hartherzigen barbarischen Vater hatte, der nur an »Späne« dachte . . . Par-

don! ich meine Geld . . . die Matrosen pflegen sich dieses Ausdrucks zu bedienen, und ich habe so viele Seereisen gemacht, daß ich mich zuweilen ihrer Ausdrucksweise bediene ... Nun, Sie antworten nicht, Leonore, Sie schlagen die Augen nieder . . . Was bedeutet dieses Stillschweigen? Ich zittere, ich bin auf Dornen, auf Kohlen . . .«

»Ach! theuerster Arthur,« seufzt Leonore, »es ist nur zu wahr, mein Vater zwang mich . . . trotz Bitten und Thränen hat er mich geopfert . . . Choublanc wurde mein Gatte!«

Arthur springt auf, als ob er durch eine Feder emporgeschnellt würde; er geht heftig gesticulirend im Zimmer auf und ab.

»Mordieu! also ist es doch wahr? Man hat meine Leonore verschachert . . . meine Leonore, die durch alle Bande des Herzens an mich geknüpft war? . . . Wo ist er, der verhaßte Mensch? Ich hoffe um seinetwillen, daß er nicht mehr unter den Lebenden ist . . . wenn er nicht todt ist, muß er von meiner Hand fallen!«

Dabei schwenkte er seinen Spazirstock, als ob er alles zerschlagen wollte.

Leonore ist über diese Eifersuchtsscene entzückt; aber um ihren theuern Arthur zu beruhigen, eilt sie auf ihn zu, führt ihn mit einiger Mühe wieder an das Sopha und sagt:

»Mäßigen Sie sich, mein Arthur. In meinem Herzen hatten Sie nie einen Nebenbuhler, diese Heirath hat ja gegen meinen Willen stattgefunden . . .«

»Ja, aber der verwünschte . . . wie heißt er?«

»Choublanc.«

»Choublanc! wie kann man auch so heißen? . . . Der elende Wicht hat viel Glück gehabt . . . Aber Pardon, das

Rauchen macht Durst, und ich bin gewohnt mich anzufeuchten, wenn ich mich diesem dolce far niente überlasse ... Könnten Sie mir nicht ...«

»Ein Glas Zuckerwasser? Sogleich, Theuerster.«

»O nein, kein Zuckerwasser! Ich habe auf meinen Seereisen so viel Wasser gesehen, daß ich es nicht mehr ausstehen kann ... Lassen Sie mir Madeira bringen ... der ist mir am liebsten, wenn ich rauche.«

»Madeira? ... gut, warten Sie nur ... ich werde sogleich eine Flasche bringen lassen.«

Leonore steht auf und eilt in die Küche.

»Marinette, hole geschwind Madeira ... Arthur wünscht sogleich welchen zu haben ...«

»Was ist denn das, Madame? ... ist Madeira ein anderer Tabak?«

»Nein, es ist ein sehr feiner Wein ... Geh und hole eine Flasche; es ist hier nebenan eine Weinhandlung ... hier sind fünf Franken ... Geh!«

»Wir wollen hoffen, daß der Rauchwein nicht mehr als dreißig Sous kostet.«

Marinette geht fort und murrt auf der Treppe:

»Der seit zwanzig Jahren erwartete Herr thut als ob er hier zu Hause wäre ... er raucht in unserm schönen Salon! ... und eine dicke Dirne nennt er mich! ... wenn das so fortgeht, würde er besser gethan haben, noch zwanzig Jahre auszubleiben.«

Die Köchin bringt eine Flasche Madeira und sagt verdrießlich:

»Die Flasche kostet wirklich fünf Franken, Madame! man wollte sie mir nicht billiger geben.«

»Schon gut, Marinette . . . ich habe ja nicht nach dem Preise gefragt,« sagt Leonore und wirft ihrer Köchin einen zornigen Blick zu.

»Wenn er gut ist,« sagt Arthur, indem er die Flasche entkorkt, »so ist er nicht zu theuer. Ich habe welchen getrunken, der zweimal die Linie passirt hatte und hier nicht unter fünfzehn Franken die Flasche zu haben war; es war aber auch etwas Deliciöses!«

»So! er findet es noch nicht theuer genug,« murrt Marinette fortgehend. »Schöne Aussichten! er wird uns Geld genug kosten.«

Arthur trinkt ein Glas Madeira, den er passabel findet; er schenkt noch ein Glas voll und streckt sich wieder auf dem Sopha aus.

»Jetzt, mein Engel, können wir in unserm Gespräch fortfahren. Was haben Sie denn mit Ihrem Gimpel angefangen? wo ist er?«

»Mein Vater starb ein Jahr nach meiner Vermälung. Da erklärte ich Herrn Choublanc, daß ich nicht länger bei ihm bleiben würde. Wir trennten uns und seit neunzehn Jahren lebe ich allein.«

»Das freut mich . . . Sie wälzen mir einen Stein vom Herzen . . .«

»Anfangs wohnte ich zu Bar an der Seine; aber Herr Choublanc besuchte mich alle Monate; ich flüchtete mich in die Normandie . . . dann anderswohin . . . und endlich begab ich mich, ohne ihm meine Adresse zu geben, nach Paris, um mich seinen Verfolgungen auf immer zu entziehen.«

»Das war gut, Leonore . . . Ich verzeihe Ihnen, aber unter der ausdrücklichen Bedingung, daß Sie Herrn Choublanc nie vorlassen, daß ich ihn nie bei Ihnen antreffe . . . denn es könnte ein großes Unglück geschehen . . . O! ich kenne mich, es würde eine furchtbare Katastrophe stattfinden!«

»Beruhigen Sie sich, lieber Arthur, ich habe mich ja vor ihm geflüchtet . . . ich habe dem Hausmeister strengen Befehl gegeben, ihn nicht heraufzulassen . . . denn ich muß Ihnen gestehen, daß er jetzt in Paris ist . . .«

»Sacrebleu! das weiß ich wohl!«

»Sie wissen es?«

»Nein, ich meine nur, er muß hier seyn, weil vorauszusetzen ist, daß er Sie noch immer aufsucht und erfahren hat, daß Sie in Paris sind . . . Er vergöttert Sie. das wundert mich gar nicht, Jedermann muß Sie vergöttern . . .«

Diese Schmeichelei entlockt Leonoren ein wohlgefälliges Lächeln; der Cigarrenrauch wird gar nicht mehr beachtet.

»Lieber Arthur,« erwiedert sie, »würden Sie mir das Vergnügen machen, mit mir zu speisen?«

»Ei, das versteht sich! lieber zweimal als einmal!«

»Dann erlauben Sie, daß ich meiner Köchin einige Befehle ertheile.«

»Gehen Sie, holder Engel . . . geniren Sie sich nicht . . . ich werde unterdessen diese Flasche ausstechen . . . Aber vor Allem prägen Sie dem Hausmeister den Befehl ein: Der Choublanc hüte sich wohl, mir vor die Augen zu kommen, er würde es bereuen!«

Leonore bestellt bei ihrer Köchin ein feines, leckeres Diner; sie befiehlt ihr, feinen Wein zu kaufen, Pasteten und Zuckerwerk kommen zu lassen; kurz, sie will keine Kosten sparen, um Arthurs Rückkehr zu feiern.

Marinette erlaubt sich nicht die mindeste Bemerkung; aber während sie ihre Einkäufe macht, denkt sie, wenn das lange so fortgeht, wird Madame bald ruinirt seyn . . . nun, was kümmert's mich, es ist ihre Sache.«

Leonore ist wieder im Salon an der Seite Arthurs, der bereits zwei Drittheile der Flasche Madeira geleert hat, und seine zweite Cigarre anzündet; sie betrachtet ihn mit Bewunderung und betheuert noch einmal:

»Nein, nein, Sie haben sich nicht verändert . . . nur Ihre Nasenspitze ist ein bischen roth geworden . . .«

»Es ist die Folge eines Sonnenstichs, den ich in der heißen Zone bekomme habe.«

»Sie können denken, lieber Freund, daß ich sehr begierig bin zu erfahren, was Sie seit zwanzig Jahren gemacht haben, und wie Ihre jetzigen Verhältnisse sind . . . kurz, ob Ihnen das Geschick günstig war, ob Sie glücklich sind.«

»Ich will Ihren Wunsch erfüllen, schöne Freundin . . . O! seitdem ich Troyes und die Champagne verlassen, habe ich gar viel erlebt, gar viele Abenteuer bestanden . . . heute will ich Ihnen nicht Alles erzählen, es würde zu viel Zeit kosten . . . Zuerst ging ich nach Amerika, um mein Glück in Bankgeschäften zu versuchen. Ein reicher Pflanzer wollte mich durchaus zum Schwiegersohn haben; seine Tochter hatte mehre Millionen und ungeheuer viel Zuckerrohr . . .«

»O Himmel! . . .«

»Beruhigen Sie sich, ich schlug die reiche Partie aus ... Ihr Bild lebte ja in meinem Herzen ... ich würde sogar der Königin Pomare einen Korb gegeben haben, wenn sie mich gewollt hätte.«

»Das war schön von Ihnen. Diese Standhaftigkeit rührt mich!«

»Hören Sie nur weiter. Dann ging ich nach Asien. Ich hatte die Ehre, dem Schah von Persien und seiner Favoritin vorgestellt zu werden ... eine reizende Perserin, die mit mir zu liebäugeln begann ... aber alle ihre Verführungskünste blieben fruchtlos ...«

»Staunenswerther Mann!«

»Der Schah machte mir kostbare Geschenke ... insbesondere Pelzwerk, mit welchem ich mich nach Rußland einschiffte. Ich machte bedeutende Geschäfte; aber das Schiff, welches alle meine Güter am Bord hatte, ging unter ... und ich mußte wieder anfangen ...«

»O unglücklicher Freund!«

»Beruhigen Sie sich. Mittelst meiner kostbaren Pelze blieb ich flott; denn Pelzwerk schwimmt sehr gut, deshalb kann ich nicht begreifen, warum sich die Katzen vor dem Wasser fürchten Das Glück wurde mir wieder günstig ... ich begab mich nach Californien, wo ich eine Erziehanstalt für beide Geschlechter gründete. Ich bekam viele Zöglinge. Außerdem kaufte ich verschiedene Waaren, die ich mit bedeutendem Nutzen wieder verkaufte. Ich bin mit einem bescheidenen Lose zufrieden, ich dachte: hunderttausend Franken Renten sind genug; ich will wieder nach Frankreich gehen und mein Vermögen zu Leonorens Füßen legen ... und da bin ich.«

»Ist es möglich! Sie haben hunderttausend Franken Renten?«

»Ja ... vielleicht hundertzehn oder zwanzigtausend, ich weiß es nicht genau; aber nicht weniger.«

»Dann befinden Sie sich ja in sehr glänzenden Verhältnissen!«

»Nun ja, man kann so ziemlich damit leben ...«

»Und Sie wollten mir Ihren Reichthum zu Füßen legen?«

»Von diesem Augenblicke an liegt Alles, was ich habe, zu Ihren Füßen. Gütergemeinschaft ist ja etwas so Schönes unter Personen, die sich seit zwanzig Jahren lieben! Was mein ist, gehört Ihnen ... Sie dürfen nur reden, ich werde Ihre kleinsten Wünsche erfüllen, Ihre geringsten Launen befriedigen. Sie können nur sagen: Freund, ich brauche zwanzigtausend, fünfzigtausend Franken für Shawls und Geschmeide, so antworte ich: Verfügen Sie über meine Casse, theuerste Leonore, Sie machen mir eine große Freude damit.«

»O! welch ein Mann sind Sie, Arthur! Ich hatte mich also nicht getäuscht ... Aber ich will Ihre Großmuth nicht mißbrauchen.«

»Das wird sich finden. Ich werde Sie mit Diamanten und Perlen und Rubinen überschütten ... aber für den Augenblick bin ich nicht bei Casse; Sie wissen ja, es können Verhältnisse eintreten, wo man bei dem größten Reichthum auf einige Napoleons beschränkt ist. ...«

»Lieber Arthur, meine bescheidene Börse ist zu Ihrer Verfügung.«

»Ich zweifle nicht daran: Sie machen es wie ich, unsere Herzen verstehen sich! . . . Doch ich habe nicht nöthig, mich an Sie zu wenden; morgen erhalte ich mit der Post hunderttausend Franken von meinem Banquier zu Bordeaux, und diese Summe ist mir um so nothwendiger, da ich hier in Paris ein deliciöses kleines Hôtel gekauft habe, auf welches ich binnen drei Tagen dreißigtausend Franken zahlen muß . . .«

»Sie haben ein Hôtel gekauft . . . in welchem Stadttheile?«

»Das werden Sie später erfahren, mein Engel; ich will Ihnen eine Ueberraschung bereiten . . . Ich will das Hôtel anständig möbliren; ich habe mich für das Genre Pompadour entschieden. Es soll Alles Spiegel und Vergoldung seyn; ich will Gemälde von den ersten Meistern haben; der Speisesaal soll mit Fresken geschmückt, die Treppen, sogar der Hof mit Teppichen belegt werden . . . Und Sie, theure Leonore, sollen die Königin dieses reizenden Palastes seyn . . .«

»Schweigen Sie, Arthur, Sie machen mich ganz verwirrt . . . mein Herz pocht ungestüm . . .«

»Aber der Madeira macht Appetit . . . werden wir nicht speisen?«

»Ja wohl . . . . ich will Marinette antreiben.«

Leonore eilt in die Küche und betrachtet die Vorbereitungen zu der Mahlzeit.

»Ist auch genug da?« fragt sie; »wird das Diner präsentabel seyn?«

»Das will ich meinen, Madame! es wird ein wahrer

Schmaus! der Herr muß schwer zu befriedigen seyn, wenn ihm dieses Diner nicht schmeckt.«

»Er hat hunderttausend Franken Renten, Marinette; er kauft ein Hôtel Pompadour, wo ich Königin seyn werde!«

»So? Madame werden die Königin von Pompadour?«

»O! ich wußte wohl, daß er einst sein Glück machen würde . . . Bediene uns gut, Marinette.«

Bald darauf wird das Diner aufgetragen. — Arthur Rosencoeur begibt sich mit seiner Freundin in das Speisezimmer. Beide setzen sich zu Tische.

Leonorens Gast läßt sich's wohl schmecken; er ißt für drei und trinkt für vier Personen, ohne die zärtlichen Blicke zu beachten, mit denen sie das Gespräch über treue Liebe und über das Glück des Wiedersehens nach zwanzigjähriger Trennung begleitet. Der schöne Arthur ißt und trinkt immerfort und von Zeit zu Zeit entschlüpft ihm ein Fluch oder sonst ein gemeiner Ausdruck, den er mit seinen langen Seereisen entschuldigt.

Leonore freut sich, daß er sich's wohl schmecken läßt. Er hat eine Flasche Pomard und eine Flasche Richebourg fast ganz allein getrunken. Als der Kaffeh gebracht wird, zündet er wieder eine Cigarre an. Aber man hat mit dem Kaffeh keinen Liqueur gebracht.

»Nun, wo bleibt denn der Cognac? . . . Was denkst Du denn, dicke Dirne? Geschwind, Marinade! Ich bin nicht gewohnt lange zu warten.«

Madame Choublanc befiehlt ihrer Köchin, geschwind Cognac zu holen.

»Geh, Du schwerfällige Schildkröte!« sagt Arthur und schiebt Marinette zur Thür hinaus.

Die Köchin entfernt sich wüthend. — Bald darauf kommt sie mit einer Flasche Cognac.

»Theuerste Leonore,« sagt Arthur, indem er Cognac in seinen Kaffeh schüttet, »Sie dürfen sich nicht wundern, daß ich gern Liqueur trinke, ich habe mich in Asien daran gewöhnt: ich hatte dort oft nur Rum oder Arack ...«

»Es fehlte also an Lebensmitteln?«

»Nein, es fehlte nicht daran, aber man kochte so schlecht, daß ich lieber von Liqueuren lebte. Ich kann daher viel trinken, ohne betäubt zu werden.«

Arthur Rosencoeur leert wirklich die Flasche Cognac in unglaublich kurzer Zeit.

Als die getreue Leonore endlich das Gespräch wieder auf den Zustand ihres Herzens und auf die seit zwanzig Jahren ausgestoßenen Seufzer zu lenken hofft, steht ihr Gast rasch auf, schlägt sich an die Stirn und sagt:

»Tausendsapperment! ... ich hätte beinahe vergessen, daß ich diesen Abend mit dem berühmten Maler, der die Fresken ausführen soll, eine Zusammenkunft habe. In dem deliciösen Hôtel, welches Sie mit Ihrer Gegenwart verschönern werden, will ich überall Gemälde im Mateau'schen Genre ... Schäferscenen, Sylphiden, Najaden; kurz, die Ausschmückung soll Ihrer würdig seyn ... Auf Wiedersehen, mein Engel!«

»Wie! Arthur, Sie wollen mich schon verlassen?« sagt Leonore, von neuem seufzend; »ich hatte gehofft, Sie würden den Abend bei mir zubringen ...«

»Ich hatte es auch gehofft, schöne Freundin; aber die Geschäfte gehen vor Allem! Ich habe dem Maler mein Wort gegeben, diesen Abend zu kommen; wenn ich nicht komme, wird er nicht für mich arbeiten, und ich würde untröstlich seyn, denn er ist einer der ersten Künstler in Paris . . . Aber aufgeschoben ist nicht aufgehoben, theuerste Leonore: sobald ich einmal dieser Sorgen entledigt bin, nehme ich meinen Wohnsitz zu Ihren Füßen und gehe nicht mehr von der Stelle.«

»Ach! wie glücklich werde ich dann seyn! . . . Werde ich Sie morgen wiedersehen?«

»Das versteht sich . . . Wie können Sie noch fragen? Wie könnte ich von jetzt an einen Tag leben, ohne Sie zu sehen! Ich werde frühzeitig erscheinen und mich nach Ihrem Befinden erkundigen.«

»Das ist schön von Ihnen!«

Arthur Rosencoeur küßt die Fingerspitzen seiner holden Freundin, die ihm gern die ganze Hand und vielleicht noch mehr überlassen haben würde . . . aber er war ein sehr discreter Verehrer.

Als er fort ist, läßt sich Leonore Thee machen, denn der Tabaksrauch hat ihr Uebelkeiten verursacht und ihr Diner droht sich zu empören.

»Es wundert mich gar nicht, Madame,« sagt Marinette, die einen Groll auf den schönen Arthur hat; »der Herr macht ja aus Ihrer Wohnung eine Schenke!«

»Er raucht gern, Marinette. Es ist ja überdies jetzt Mode, alle Männer rauchen mehr oder weniger.«

»Aber mein Gott! er hat ja überall auf den Fußboden gespien. Ob das auch Mode ist?«

»Es ist eine Gewohnheit der Reisenden, die immer im Wirthshause zu seyn glauben . . .«

»Und für einen Mann, der hunderttausend Franken Renten hat, drückt er sich recht auffallend aus . . . wie die Räuber in den Melodramen . . .«

»Das ist die Seemannssprache, die er auf dem Meere gehört hat.«

»Und er flucht wie ein Fuhrknecht . . .«

»Man kann dabei doch reich seyn . . . Siehe nur, die Schiffscapitäne, sie sind alle sehr reich und haben immer einen Fluch im Munde.«

»Und wie er trinkt! . . . Es ist kein Tropfen Cognac mehr in der Flasche . . .«

»Das hat er sich in Persien angewöhnt, weil dort schlecht gekocht wird . . . Geschwind, Marinette, gib mir Thee!«

»Ja, Madame, ich glaube, daß es nothwendig ist.«

Marinette begibt sich in die Küche und murrt:

»Wenn er oft hier speist, so bleibe ich nicht lange.«

IX.

Bewährte Freundschaft.

Am andern Morgen um zehn Uhr, als Leonore eben ihre Chocolade nehmen wollte, hört sie sehr stark anläuten und gleich darauf erscheint Arthur Rosencoeur vor ihr. Er eilt auf sie zu und zieht fünfmal ihre Hand an seine Lippen.

»Sie sind's, Arthur!« sagt Leonore freudig überrascht. »Es ist schön von Ihnen, daß Sie so früh kommen! Ich hatte Sie noch nicht erwartet, aber um so größer ist meine Freude . . . Wollen Sie Chocolate mit mir nehmen?«

»Nein, ich danke, Theuerste, ich nehme nichts, ich habe noch nicht den mindesten Appetit . . . Ah! sapperlot!«

Er geht gesticulirend im Zimmer auf und ab, steht von Zeit zu Zeit still und schlägt sich an die Stirn.

»Mein Gott,« sagt Leonore besorgt, »was fehlt Ihnen denn, Arthur? Sie scheinen unruhig, aufgeregt . . . Ihr Haar ist in Unordnung. Was ist Ihnen denn geschehen?«

»O nichts, liebe Freundin . . . achten Sie nicht darauf.«

»Ich soll nicht darauf achten! . . . Bin ich denn nicht die Vertraute aller Ihrer Gedanken? Sie sagten ja gestern, daß Alles unter uns gemeinschaftlich seyn müsse . . .«

»Das ist wahr... Nun, da Sie es durchaus, wollen, so hören Sie. Es wäre mir auch unmöglich, ein Geheimniß

vor Ihnen zu haben, wenn ich auch wollte . . . denken Sie sich, ich habe so eben einen Brief von meinem Banquier in Bordeaux erhalten . . .«

»Der Ihnen die hunderttausend Franken schickt . . .«

»Nein; da steckt eben der Knoten! Er schickt mir das Geld nicht, der Verräther! er bildet sich ein, daß ich keine Verpflichtung übernommen, daß ich das Geld nicht brauche; er schreibt mir: Sie werden Ihre hunderttausend Franken erst in acht Tagen erhalten, denn ich habe über die Summe, die ich Ihnen heute schicken sollte, bereits anderweit verfügt; aber acht Tage Aufschub werden Ihnen wohl gleichgiltig seyn.«

»Nun, es ist ja nur ein Aufschub, lieber Freund, und wenn Sie Vertrauen zu Ihrem Banquier haben . . .«

»Vertrauen! allerdings, ich habe unbedingtes Vertrauen zu ihm. Er ist der ehrlichste Mann in Frankreich und Navarra! Die Sache würde mir ganz gleichgiltig seyn, wenn ich mich nicht verbindlich gemacht hätte, binnen zwei Tagen dreißigtausend Franken als Abschlagzahlung für das angekaufte Hôtel zu erlegen . . . Gestern sprach ich mit meinem Verkäufer; der Mann scheint das Geld sehr nothwendig zu brauchen, denn er sagte mir zum Abschiede: Herr Arthur de Rosencoeur, wenn Sie mir bis Donnerstag die dreißigtausend Franken nicht bringen, so verkaufe ich mein Hôtel an einen Andern . . . Und so wird es kommen!«

»Lieber Freund, es gibt ja noch andere Hôtels in Paris zu verkaufen . . .«

»Nein, Leonore, ein so wunderhübsches Hôtel, das Ihrer so würdig, gibt es nicht mehr zu verkaufen. Ich fühle,

daß ich untröstlich seyn würde, wenn ich diese Gelegenheit versäumte . . . und überdies will ich nicht gern mein Wort brechen, es wäre das erste Mal in meinem Leben! Ich würde meinen guten Ruf verlieren, ich würde nicht mehr wagen mich an der Börse zu zeigen!«

Arthur sinkt in einen Fauteuil, an welchem er einen Rollfuß zerbricht und stützt mit verzweifelter Geberde den Kopf in die Hand.

Aber Leonore faßt einen Entschluß und sagt mit ernstem, feierlichem Tone:

»Trösten Sie sich, Arthur, verzweifeln Sie nicht . . . morgen Mittag sollen Sie Ihre dreißigtausend Franken haben . . .«

»Was sagen Sie, holder Engel! wie, Sie wollten . . . Doch nein, das kann ich nicht annehmen . . . Um mir für den Augenblick einen Dienst zu erweisen, wären Sie im Stande eine unüberlegte Haudlung zu begehen . . . nein, das muß ich ablehnen!«

»Dazu haben Sie nicht das Recht. Ich erinnere Sie an Ihre gestrigen Worte: Alles ist gemeinschaftlich unter uns . . .«

»Aber, liebe Freundin, bedenken Sie, dreißigtausend Franken sind eine bedeutende Summe . . .«

»Es ist ja nur für einige Tage, und Sie wissen ja gewiß, daß Sie Ihr Geld in Kurzem erhalten, es ist daher nur ein sehr kleiner Dienst.«

»O ja, in acht Tagen kann ich Ihnen die Schuld zurückzahlen, so gewiß wie ich Sie liebe, vergöttere! . . . Aber trotzdem trage ich Bedenken . . . Ich möchte sogleich

auf der Eisenbahn nach Bordeaux reisen und meine Gelder holen . . .«

»Das wäre eine Thorheit. Machen Sie keine Einwendungen mehr, es bleibt dabei . . . Jetzt gehen Sie an Ihre Geschäfte, denn ich muß Toilette machen und habe keine Zeit zu verlieren. Ich weiß, daß die Wechselagenten nur bis Mittag in ihren Bureaux sind . . . Gehen Sie, lieber Freund, morgen Mittag bekommen Sie Ihre dreißigtausend Franken.«

»Nun, wenn Sie es durchaus wollen . . . ich bin ja Ihr Diener, Ihr Sclave, ich muß Ihnen gehorchen . . . Aber was Sie da thun . . . Leonore, wenn ich zwölf Herzen hätte, sie würden alle für Dich glühen.«

Mit diesen Worten nimmt sich der schöne Arthur die Erlaubniß, einen Kuß auf Leonorens Wange zu drücken; sie bietet ihm die andere, aber er hat schon Hut und Stock genommen und eilt fort, als ob er fürchtete, seine Freundin würde ihren Entschluß ändern.

Kaum ist er fort, so ruft Leonore, ihre Chocolate vergessend, die Köchin und eilt an ihre Toilette.

»Meine Stiefletten, Marinette! Geschwind, meine Stiefletten, und schnüre sie zu, während ich meinen Kopfputz mache.«

»Madame wollen schon so früh ausgehen?«

»Die Stunde ist gleichgiltig, Marinette, wenn es darauf ankommt, einem alten Freunde gefällig zu seyn.«

»Wird denn der Herr, der so viel raucht, heute zum Speisen kommen?«

»Ich weiß nicht ob er kommen wird, ich habe vergessen, es ihm zu sagen . . . Er hat vielleicht nicht Zeit.«

»Das wäre schön, Madame, dann würden Sie nicht nöthig haben, Thee machen zu lassen.«

»Marinette, deine Bemerkungen sind unschicklich ... Ach, mein Gott, wie blaß bin ich!«

»Das kommt von Ueberladung des Magens. Sie haben zuweilen einige Tage einen verdorbenen Magen ...«

»Du weißt nicht was Du sagst, Marinette; es ist die Gemüthsbewegung, die Spannung ... Armer Freund, wie traurig er war!«

»Hat dieser Herr, der schönste Tag Ihres Lebens, etwas verloren?«

»Das kümmert Dich nicht. Beeile Dich, Du bist schrecklich langsam.«

»Glauben Sie denn, Madame, das Zuschnüren sey so leicht? Ihr Fuß ist stärker geworden ...«

»Meine Wade, willst Du sagen.«

»Nein, Madame, nur der Fuß.«

»Während ich mich ankleide, hole mir einen Wagen. Miethe ihn auf die Stunde.«

»Madame wollen fahren?«

»Allerdings. Beeile Dich, Marinette! Du solltest schon wieder da seyn.«

Die Köchin läuft die Treppe hinunter und macht unterwegs ihre stillen Bemerkungen.

»Wegen des ungeschliffenen Menschen setzt sich Madame schon so früh in Bewegung! Ich fürchte, er wird sie zu Thorheiten verleiten; sie ist ganz in ihn vernarrt, sie wird noch krank werden ... ohne den Thee wäre es gestern nicht gut gegangen.«

Endlich ist der Wagen da. Leonore nimmt ihre Ren-

tenverschreibung aus dem Schreibtische, steckt sie in die Tasche und fährt zu einem Wechselagenten, welcher schon einige Geschäfte für sie besorgt hat. Sie überreicht ihm die Schrift und sagt:

»Hier ist ein Rentenschein auf dreitausendzweihundert Franken. Ich brauche morgen dreißigtausend Franken, verkaufen Sie von meiner Rente so viel, daß ich diese Summe erhalte.«

»Gut, Madame, wir werden heute zu dem bestmöglichsten Curse verkaufen. Sie brauchen dreißigtausend Franken, wir verkaufen also dreizehnhundert Franken Renten, das wird Ihnen eine etwas größere Summe eintragen.«

»Kann ich das Geld morgen Vormittag haben?«

»Ja, Madame, um neun Uhr, wenn Sie wünschen.«

»Tausend Dank, mein Herr. Ich empfehle mich ...«

»Entschuldigen Sie, Madame, Sie müssen sich selbst auf die Börse begeben, um Ihren Verkauf im Umschreibungsbureau zu unterzeichnen.«

»Was, ich muß mich auf die Börse begeben? Können Sie denn nicht für mich hingehen?«

»Es ist unmöglich, Madame; aber die Sache ist schnell abgethan, Sie brauchen nur einen Augenblick zu verweilen.«

»Aber ich werde mich in den Gängen verirren, ich weiß das Bureau nicht zu finden.«

»Man wird es Ihnen zeigen, Madame, es ist sehr leicht zu finden.«

»Wer mich an der Börse sieht, wird mich für eine Speculantin halten.«

»Ich versichere, daß sich Niemand darum kümmern

wird. Ihr Geschäft ist in einem Augenblick abgethan. Warten Sie, Madame, der Schreiber wird sogleich Ihren Rentenschein ausfertigen.«

Leonore ist sehr unwillig, daß sie sich persönlich auf die Börse begeben muß; aber man übergibt ihr den Rentenschein mit dem Verkaufsact und sie muß sich in das Unabänderliche fügen.

Sie setzt sich wieder in den Wagen und fährt auf die Börse.

Es ist etwa zwölf Uhr, als sie ankommt. Sie findet ohne Mühe das Bureau, wo sie zu thun hat. Aber es warten schon fünf oder sechs Personen; endlich kommt die Reihe an sie und das Geschäft ist schnell abgethan.

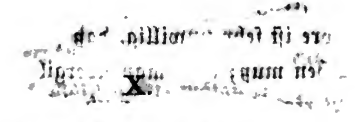
Leonore entfernt sich nun ruhigeren Schrittes, und da sie sich zum erstenMale in dem Prachtgebäude befindet, wo so viele Menschen reich und so viele arm werden, kann sie dem Wunsch nicht widerstehen, einen Blick in das Innere des Plutustempels zu werfen. Aber als sie unten an die Treppe kommt und einen verstohlenen Blick in den großen Raum wirft, bemerkt sie einen Herrn in hellblauem Frack, der das Gebäude zu bewundern scheint.

Leonore ist ganz erschrocken, denn sie erkennt in ihm den gefürchteten Choublanc.

Wie kam es, daß der Champagnese sich in diesem Augenblicke auf der Börse befand? Um dieses zu erfahren, müssen wir zu dem armen Ehemann zurückkehren, den wir seit seinem unangenehmen Abenteuer mit dem Billetverkäufer und den Logenschließerinnen aus den Augen verloren haben.

---

*



X.

Neues Mißgeschick.

Choublanc, der nach und nach in alle Häuser am Boulevard Beaumarchais ging, mußte endlich das Haus finden wo Leonore wohnte. Er kam wirklich in das Haus und er fragte wie gewöhnlich nach Madame Noirville.

»Madame Noirville . . . Im dritten Stocke,« antwortet der Hausmeister, der im ersten Augenblicke an die erhaltene Weisung nicht denkt.

Aber seine Frau bemerkt den hellblauen Frack des Fremden, gibt ihrem Manne einen Rippenstoß und sagt ihm ins Ohr: »Wo hast Du denn deine Augen? Siehst Du denn nicht den blauen Friseurfrack und die spießbürgerliche Figur? Hast Du denn vergessen was Mamsell Marinette uns aufgetragen hat? . . . Ach, die Männer haben nicht mehr in ihrem Verstandskasten als meine Elster!«

Die Hausmeisterin, welche das Versehen ihres Mannes wieder gut machen will, ruft so laut, daß es Choublanc hört:

»Was faselst Du da? Die Dame heißt ja nicht Noirville, sondern Blancville.«

»Ja richtig,« antwortet der Mann, »sie heißt Blancville . . . Die Farbe hat mich irre gemacht.«

»Wissen Sie auch gewiß, daß die Dame nicht Noirville heißt?« fragt Choublanc kleinlaut.

»O ja, mein lieber Herr,« erwiedert die Hausmeisterin, »ich kann alle Namen im Hause an den Fingern herzählen. Sagen Sie doch, wie sieht sie denn aus? Hat sie einen Mann? Hat sie Kinder oder Hunde?«

»Es ist eine sehr hübsche Dame, von etwa vierzig Jahren, mit einer kühnen Adlernase . . . Die von ihren Renten lebt . . . Hat sehr schöne Zähne . . . Dreitausendzweihundert netto . . .«

»Die Dame hat dreitausendzweihundert Zähne? Ach, mein Gott! dann ist sie wohl ein Krokodill?«

»Ich meine die Renten . . . Ich nenne die Summe, weil ich sie genau kenne . . . Sie hat keine Kinder, aber sie ist verheirathet . . . sie ist nämlich verheirathet und hat doch keinen Mann . . .«

»Da werde ein Anderer klug daraus!«

»Es ist leicht zu erklären. Madame Noirville ist seit neunzehn Jahren von ihrem Manne getrennt . . .«

»Ja jetzt verstehe ich . . . Vermuthlich ein Schnapphahn, der sich jeden Abend einen Rausch trank, sein Hab und Gut mit Weibsbildern verthat und vielleicht gar seine Frau prügelte. Es gibt Männer, die so ruchlos sind.«

»Nein, liebe Frau, er war kein Schnapphahn; er hatte sich weder dem Trunk nach anderen Lastern ergeben, er würde nicht einmal einer Katze einen Nasenstüber gegeben haben. Im Gegentheil, er hatte seine Frau unendlich lieb, er vergötterte sie, ja er vergöttert sie noch! Denn der unglückliche Gatte steht vor Ihnen . . . Ich bin's!«

Choublanc, der von seinen Gefühlen überwältigt wird, zieht sein Schnupftuch aus der Tasche und drückt es auf die Augen.

Der Hausmeister wird tief gerührt durch die Thränen des hellblauen Fracks; er schneuzt sich einige Male und sagt leise zu seiner Frau:

»Der arme Herr dauert mich . . . Was meinst Du, sollen wir ihm die Wahrheit sagen?«

Aber die Hausmeisterin ist eine Frau von festem Charakter.

»Schweig!« erwiedert sie, »Du bist kein Mann. Haben wir denn die zwanzig Sous erhalten, damit wir die Dame verrathen? Und sie wird gewiß auch noch erkenntlicher seyn.«

Dann tritt sie ans Fenster und sagt zu Choublanc, der sich die Augen wischt:

»Nichts für ungut, mein lieber Herr . . . Sie wissen ja, wenn man die Leute nicht kennt . . . Sie sehen wirklich nicht aus wie ein Schnapphahn; im Gegentheil, wenn ich drei Töchter hätte, ich würde sie Ihnen anvertrauen ... Aber Ihre Dame hat mit Madame Blancville gar keine Aehnlichkeit. Sie ist noch nicht fünfundzwanzig, ihr Mann ist Offizier in Algerien, er schickt ihr Feigen und Orangen ... Sie sehen also, daß die Dame mit Ihrer Frau nicht die mindeste Aehnlichkeit hat.«

»Dann bitte ich um Entschuldigung,« erwiedert Choublanc mit einem Seufzer; »ich hoffe, daß ich anderswo glücklicher seyn werde.«

Der Champagnese entfernte sich, er nahm das Mitleid und die Achtung des Hausmeisters mit.

Zwei Tage nach dieser Unterredung begann Choublanc der immerwährenden Nachfragen auf dem Boulevard Beau-

marchais überdrüssig zu werden und machte einen Abstecher in der Passage des Panoramas.

Da er sich in der Nähe der Börse befand, konnte er dem Wunsche, dieses Prachtgebäude zu besuchen, nicht widerstehen.

Er erblickt seine Frau in dem Augenblicke, als sie ihn eben bemerkt hatte. Er erkennt sie sogleich und eilt auf sie zu.

»Sie ist's!« sagt er für sich; »diesesmal wird sie mir nicht entwischen!«

Aber Leonore hat ihn nicht erwartet, sie eilt mit einer Leichtigkeit davon, als ob sie erst fünfzehn Jahre alt wäre; sie drängt sich unter die Menschenmenge, welche bereits vor der Börse versammelt ist; sie eilt an den Ort, wo sie ihren Wagen gelassen hat, steigt schnell ein und ruft dem Kutscher zu:

»Fort! so geschwind wie die Pferde laufen können!«

»Wohin soll ich jetzt fahren, Madame?«

»Gleichviel, wohin ... Ich will eine lange Spazirfahrt machen ... Ich werde schon sagen, wenn's genug ist Aber nur schnell, ich werde zahlen was Ihr verlangt.«

Unterdessen läuft Choublanc, der seine Frau schon aus dem Gesicht verloren hat, unter der Menschenmenge hin und her; er stößt in seiner Hast einem alten Herrn die Brille von der Nase und drängt sich endlich durch.

»Wo ist sie?« ruft er, als er den Platz erreicht. »Mein Gott! wo ist sie? Sollte ich sie wieder verloren haben? Es ist zum Rasendwerden!«

»Suchen Sie Jemanden?« fragt ein Eckensteher, der die Klagen des Fremden gehört hat.

»Ja wohl, ich suche eine Dame, die eben von der Börse gekommen ist.«

»Eine hübsche elegante Dame?«

»Ja ... habt Ihr sie gesehen?«

»Ja, sie ist soeben in den Wagen dort gestiegen ... Sehen Sie nur dort an der Ecke das grüne Coupé! ... Der Kutscher steigt so eben auf den Bock.«

Choublanc nimmt sich kaum Zeit, dem Eckensteher zu danken und eilt zu dem nahen Fiakerstande. Dort wirft er sich in ein Cabriolet und ruft dem auf dem Bock sitzenden Kutscher zu:

»Ihr seht das grüne Coupé dort ... Fahret hinter ihm her; laßt es nicht aus den Augen. Ihr haltet an, wenn das Coupé anhält ...«

»Gut, Euer Gnaden, also auf die Stunde?«

»Ja, auf die Stunde, auf den Tag, wie Ihr wollt! ... Ich zahle was Ihr verlangt.«

»O! dann werden wir geschwind fahren.«

Das grüne Coupé fährt ab; das Cabriolet folgt ihm. Das Coupé fährt wie eine Privatcalesche, der Cabrioletkutscher schlägt tüchtig auf sein Pferd los, um immer in gleicher Entfernung hinter dem Coupé zu bleiben. Dieses fährt durch einige Straßen, und als es die Boulevards erreicht, wendet es sich der Magdalenenkirche zu.

»Und ich suchte sie auf dem Boulevard Beaumarchais!« denkt Choublanc; »sie wird ihre Wohnung gewechselt haben ... Aber vorgestern antwortete mir doch der Hausmeister: Madame Noirville wohnt hier im dritten Stock ... hätte ihm seine Frau nicht widersprochen, so würde er mich hinaufgelassen haben. Als ich fortging, nachdem ich einen Theil mei-

ner Leiden erzählt hatte, schien es mir, als ob er mir zuwinkte ... Ich will doch sehen, wohin der Wagen fährt ... Ah diable! er nimmt den Weg zu den Champs-Elysées! Sollte Leonore eine Spazirfahrt in das Wäldchen machen? ... Und ich habe sie auf der Börse gefunden; wahrscheinlich macht sie jetzt Börsengeschäfte ... O Leonore! was für ein Leben führtest Du in Paris! ... Aber es ist jetzt gleich, wohin sie fährt; ich habe sie wiedergefunden und werde sie nicht aus den Augen lassen. Ich würde ihrem Wagen bis China folgen, aber ich glaube, daß sie mich nicht so weit spaziren führen wird.«

Das grüne Coupé fährt durch die Champs-Elysées und zur Barriere hinaus.

»Wahrhaftig, wir fahren in das Boulognerwäldchen,« denkt Choublanc. »Es soll jetzt sehr hübsch seyn, man spricht von einem See, von Sennhütten ... Ich benutze gar nicht ungern diese Gelegenheit, das Wäldchen zu sehen, zumal da das Wetter so schön ist ... Und die Promenade scheint sehr in der Mode zu seyn, denn ich sehe viele elegante Welt.«

In den Alleen beginnt das Pferd des Coupé rascher zu traben. Das Pferd des Cabriolet hingegen, welches vermuthlich schon in Paris sehr angestrengt worden war, folgt nur mit großer Mühe. Vergebens ruft Choublanc seinem Kutscher zu:

»Wir kommen nicht nach, lieber Freund, wir bleiben zu weit zurück!«

»Es ist ja nicht meine Schuld, lieber Herr,« antwortet der Kutscher; »Sie sehen ja, daß ich thue was ich kann. Mein armer Gaul ist diesen Morgen schon in Patin, in Bondy gewesen und ist nun marode.«

»Das hättet Ihr mir sagen sollen, ehe ich einstieg.«

»Ich konnte nicht wissen, daß ich einer Privatequipage folgen sollte.«

»Glaubt Ihr, daß jenes grüne Coupé eine Privatequipage ist?«

»O gewiß. Wir verstehen uns darauf; es ist ohnedies leicht zu sehen.«

»Sollte Leonore Equipage halten?« denkt Choublanc erstaunt; »sollte sie an der Börse so viel gewonnen haben? Es wäre gar nicht beispiellos, aber es wundert mich sehr, denn sie war nie eine Freundin vom Spiel.«

Plötzlich stürzt das Pferd des Cabriolets. Der Kutscher flucht, reißt die Zügel, das arme Thier kann oder will nicht aufstehen. Choublanc steigt aus, und da er das grüne Coupé nicht aus den Augen lassen will, so gibt er dem Kutscher zwei Fünffrankenthaler.

»Hier, Freund, nehmt,« sagt er, »ich habe nicht Zeit zu warten, bis euer Gaul wieder mobil wird.«

Er läßt das Cabriolet stehen und läuft dem Coupé nach. Zum Glück für ihn hat sich ein eleganter Reiter jenem Wagen genähert, und spricht, nebenhertrabend, mit der darin sitzenden Person. Der Kutscher beginnt etwas langsamer zu fahren.

»Der Reiter scheint Leonore zu kennen,« sagt Choublanc für sich, indem er sich den Schweiß von der Stirn wischt. »Er ist sehr elegant. Meine Frau scheint sich in der feinen Welt zu bewegen. Ach mein Gott! da ist schon wieder Einer, der sie auf der andern Seite begrüßt! Er hat ein sehr hübsches Pferd . . . Jetzt fährt der Kutscher wieder schneller,

ich kann nicht nachkommen, ich habe schon Milzstechen. Wenn ich nur einen Esel miethen könnte, aber ich sehe keinen... Ich muß am Ende Leonore wieder verlieren, ohne ihr meine Huldigungen darbringen zu können. Es wird mir so gehen wie dem Pferde vor meinem Cabriolet!«

Einer der beiden Reiter, welche neben dem grünen Coupé ritten, hält plötzlich an, um an den Steigbügeln etwas zurecht zu machen. Choublanc hat diesen Reiter bald eingeholt, er begrüßt ihn höflich und redet ihn an.

»Mein Herr, würden Sie wohl die Güte haben, mir einen Gefallen zu thun?«

»Was wünschen Sie?«

»Sie kennen die Dame, die in dem Wagen dort sitzt?«

»Ja, ich werde sie wieder einholen.«

»Wollen Sie die Dame gefälligst ersuchen, einen Augenblick anzuhalten . . . Ich möchte ihr ein paar Worte sagen.«

»Sie kennen die Dame also auch?«

»Allerdings kenne ich Sie ... Sie ist ja meine Frau!«

»Wie, Ihre Frau?« erwiedert der Reiter mit lautem Gelächter. »Wissen Sie das gewiß?«

»O ja, ganz gewiß: ich folge ihrem Wagen ja seit einer halben Stunde.«

»Ich wußte nicht, daß sie verheirathet ist . . . Sie sagte uns immer das Gegentheil . . .«

»Das wundert mich gar nicht, sie will ja nicht einmal meinen Namen führen.«

»Das ist wirklich sehr drollig ... Warten Sie, ich will Ihre Bestellung machen. Es wird einen köstlichen Spaß geben!«

Der Reiter gibt seinem Pferde die Sporen und hat in

einer Minute das Coupé erreicht. Er spricht sehr lebhaft mit der darin sitzenden Person. Gleich darauf hält der Wagen an.

»Sie erwartet mich wirklich!« sagt Choublanc für sich. »Das ist schön von ihr . . . Man öffnet die eine Wagenthür . . . sie will mich einsteigen lassen . . . O! das ist ein süßer Lohn für alle meine Leiden!«

Der Champagnese setzt sich wieder in Trab und erreicht endlich das Coupé. Er eilt an die offene Wagenthür und ruft:

»Leonore, ich bin's!«

Aber er erblickt zu seinem Erstaunen eine junge höchst elegante Dame von kaum vierundzwanzig Jahren, die in ein lautes Gelächter ausbricht, als sie ihn sieht.

»So! dieser Herr gibt sich also für meinen Mann aus? Es freut mich unendlich, seine Bekanntschaft zu machen.«

Der arme Choublanc sieht, daß er wieder das Opfer eines Irrthums ist, er weiß kaum Worte zu seiner Entschuldigung zu finden.

»Madame, ich bitte tausendmal um Verzeihung . . . Entschuldigen Sie mich . . . Ich hatte gehört . . . man versicherte mir . . . ich glaubte, meine Frau, die eben von der Börse kam, sey in dieses Coupé gestiegen . . . Ich habe mich geirrt, wie ich jetzt sehe, ich bin Ihrem Wagen von der Börse nachgeeilt. Ich hoffe, Sie werden mir verzeihen.«

»Sie haben sich genügend entschuldigt,« erwiedert die junge Dame mit holdem Lächeln; »aber jetzt wissen Sie doch gewiß, daß ich Ihre Frau nicht bin?«

»Ach ja, leider!«

»Ich bin nur eine dramatische Künstlerin, welche so glücklich ist einigen Beifall zu ernten, und sich sehr geehrt fühlen würde, wenn Sie auch zuweilen applaudirten.«

Die junge Dame verneigt sich lächelnd, macht die Wagenthür wieder zu und das Coupé fährt weiter, die beiden Reiter galoppiren nebenher.

Choublanc kehrt traurig nach Paris zurück.

»Nichts als vereitelte Hoffnungen! ... Warum habe ich auch den Worten des albernen Menschen Glauben geschenkt! ... oder vielmehr warum habe ich nicht erst in den Wagen geschaut, ehe ich ihm folgte! ... Ich bin todtmüde ... O Leonore, wenn Du wüßtest, was ich für Dich leiden muß!«

XI.

Die Brieftasche.

Während Choublanc im Cabriolet durch das Boulognerwäldchen fuhr, ließ sich Leonore in Paris umher kutschiren. Während er seine Frau zu verfolgen glaubte, suchte sie sich den Nachforschungen ihres Mannes zu entziehen.

Nach einer vierstündigen Spazirfahrt in den Straßen und auf den Boulevards glaubt Leonore endlich nach Hause fahren zu können.

Die dicke Köchin ist sehr unruhig über ihre lange Abwesenheit.

»Ich fürchtete, Madame, Sie wären umgeworfen worden,« sagt Marinette. »Und überdies hatte ich keinen Befehl für das Diner, Sie hatten diesen Morgen so große Eile ...«

»Ach! Marinette, ich habe ihn schon wieder gesehen, den Fürchterlichen! ... Das Medusenhaupt ... Immer im hellblauen Frack.«

»Ihren Mann?«

»Ja, Herrn Choublanc, es scheint wirklich, als ob ich das Haus nicht verlassen könnte, ohne ihm zu begegnen.«

»Er ist Ihnen begegnet?«

»Ja, ich kam ihm auf hundert Schritte nahe, es war an der Börse, aber zum Glück bemerkte ich noch früh genug, daß er mich sah, und ich eilte davon. Ich muß ausgesehen haben wie eine Wahnsinnige. Ich warf mich in meinen Wagen, und um nicht verfolgt zu werden, bin ich lange in Paris umhergefahren ... Wenn er nur meine Spur verloren hat ...«

»Madame, Sie werden wohl thun, einige Tage das Haus nicht zu verlassen ...«

»Ich möchte es wohl! aber ich muß morgen Früh spätestens um zehn Uhr wieder ausgehen.«

»Wie, Madame, Sie wollen sich wieder der Gefahr aussetzen ...«

»Es muß seyn, Marinette ... Man muß nicht zögern, wenn man einem Herzensfreunde gefällig seyn kann.«

»Er ist vor einer kleinen Weile da gewesen, Madame ...«

»Wie! Arthur Rosencoeur ist da gewesen?«

»Ja, Madame, gegen vier Uhr; denn jetzt ist es fünf.«

»Warum hat er mich nicht erwartet? Was hat er gesagt?«

»Er fragte mich, wo Sie wären. Ich antwortete ihm, Madame sey ausgefahren. Und da fragte der Herzensfreund: Was gibt's heute zu essen? Ich antwortete ihm: Gar nichts. Dann nahm er wieder Hut und Stock und sagte: Wenn das ist, werde ich anderswo speisen.«

»Du bist recht einfältig, Marinette. Warum antwortest Du denn, daß gar nichts zu essen da sey?«

»Es ist ja die Wahrheit, es ist gestern gar nichts übrig geblieben.«

»Aber ich muß doch essen! In Paris ist ja alles zu haben was man wünscht. Hole mir ein gebratenes Huhn und mache mir einen Salat . . . Bringe mir auch Suppe . . . Wie Du auch dumm seyn kannst zu sagen, es sey gar nichts da! Arthur würde gewiß mit mir gespeist haben.«

»Eben deshalb habe ich es ihm geantwortet!« murrt die Köchin für sich, indem sie sich entfernt, um das Essen zu holen. »Ich soll mich wohl gar noch plagen für einen Herrn, der mich eine Schildkröte nennt . . . Ich weiß nicht wie der arme Choublanc aussieht, aber so unartig wie dieser ist er gewiß nicht.«

Leonore ist den ganzen Tag verstimmt, weil ihr Herzensfreund nicht gekommen ist.

Aber am andern Morgen um neun Uhr ist sie angekleidet; sie nimmt ihre Chocolate, läßt wieder einen Wagen kommen und begibt sich zu ihrem Wechselagenten. Im Fortgehen sagt sie zu ihrer Dienerin:

»Ich lasse Herrn Arthur Rosencoeur ersuchen zu warten, wenn er etwa in meiner Abwesenheit kommt. Sage ihm, ich sey in der bewußten Angelegenheit ausgefahren; ich werde vor eilf Uhr wieder zu Hause seyn . . . Aber er muß auf jeden Fall warten, ich verbiete Dir ihn fortzulassen!«

»Ich werde ihn nicht mit Gewalt halten,« denkt Marinette, indem sie ihre Herrin in den Wagen steigen sieht. »Da fährt sie wieder hin! Ich habenoch nicht gesehen, daß sie einen Wagen genommen hat . . . Was mag sie vorhaben?

Ich weiß es nicht, aber ich fürchte, daß sie sich von ihrem so=genannten Herzensfreunde zu Dummheiten verleiten läßt.«

Kurz vor eilf Uhr ist Leonore wieder zu Hause; ihr Gesicht ist sehr heiter. Sie hält eine Brieftasche in der Hand und legt sie auf ihren Arbeitstisch.

»Ist er da gewesen, Marinette?« fragt sie, indem sie ihren Hut ablegt.

»Wer denn, Madame?«

»Mein Gott! Du weißt ja, daß ich nur Arthur erwarte.«

»Nein, Madame, er ist nicht da gewesen.«

»Ach wie sehne ich mich nach ihm! Wie wird er sich freuen, wenn ich ihm diese . . . Ach mein Gott, Wo habe ich sie denn hingelegt? . . . Ich habe sie nicht mehr . . . Mein Himmel! sollte ich sie verloren haben?«

»Was suchen Sie denn, Madame?«

»Eine Brieftasche . . . Ich glaube doch, daß ich sie hatte, als ich nach Hause kam.«

»Sehen Sie, Madame, da liegt sie auf dem Tische . . . Sie haben sie so eben selbst dahin gelegt.«

»Ja, Du hast Recht . . . Es fällt mir ein Stein vom Herzen, ich zitterte schon.«

»Die Brieftasche scheint sehr kostbar zu seyn . . .«

»O ja, Marinette, es sind dreißigtausend Franken darin.«

»Dreißigtausend Franken! Damit können Sie ja die ganze Stadt Paris kaufen! . . . Was wollen Sie denn mit dem Gelde machen?«

»Ich will dem Freunde, der mir seit zwanzig Jahren treu geblieben ist, einen Dienst erweisen.«

»Wie! Sie wollen doch das ganze Geld nicht ihm geben?«

»O nein, er braucht es nicht, ich will's ihm nur für einige Tage leihen, in der nächsten Woche bekommt er ja hunderttausend Franken.«

»O Madame, nehmen Sie sich in Acht! Was man in der Hand hat, ist sicher; aber Borgen macht Sorgen.«

»Genug, Marinette, verschone mich mit deinen Bemerkungen . . . Laß mich allein.«

Marinette geht in die Küche und murrt: »Wenn ich Jemanden dreißigtausend Franken leihen wollte, so müßte er mir zuerst vierzigtausend verpfänden.«

Leonore kleidet sich um und sieht auf die Tischuhr. Die Zeit vergeht ihr nicht schnell genug. Endlich tritt sie ans Fenster, in der Erwartung, Arthur Rosencoeur früher kommen zu sehen.

Sie steht schon eine Weile am Fenster, ohne auf der andern Seite des Boulevard gerade gegenüber einen Mann im hellblauen Frack zu bemerken. Der Mann ist stehen geblieben, als er sie erblickt; er steigt auf eine Bank, um sie besser zu sehen, er fängt an zu gesticuliren und mit sich selbst zu reden, so daß die Vorübergehenden aufmerksam werden. Endlich springt er von der Bank und eilt auf das Haus zu, auf die Gefahr hin, unter die Räder der vorüberfahrenden Wagen zu kommen. Bald darauf hört Leonore die Thürglocke, sie verläßt sogleich das Fenster und ruft: »Da ist er! Ich werde ihn in dem Menschengewühl nicht bemerkt haben . . . Marinette macht nicht auf, sie wird ausgegangen seyn . . . Ich will selbst aufmachen, er soll nicht warten.«

Sie eilt hinaus, öffnet die Thür und erblickt ihren Gemal.

»Herr Choublanc!« stammelt Leonore bestürzt.

»Ja, ich bin's!« antwortet Choublanc mit holdseligem Lächeln.

Dann benutzt er schnell die Bestürzung Leonorens, schiebt sich ins Vorzimmer, schlägt die Thür hinter sich zu und huscht in das Zimmer seiner Angebeteten.

»Ach! es hat mir Mühe gekostet, Sie zu finden,« sagt er. »Ich habe Sie lange gesucht. Ich hatte einige Zweifel über dieses Haus. Vor einigen Tagen antwortete der Hausmeister ausweichend; er sagte erst ja und dann nein. Ich ging gegenüber eine Weile auf und ab, da sah ich Sie am Fenster. Ich konnte nun nicht mehr zweifeln, ich ging geradeswegs ins Haus und die Treppe herauf, ohne auf die kreischende Stimme der Hausmeisterin zu hören.«

»Was wollen Sie von mir, Herr Choublanc?« erwiederte Leonore, welche ihre Fassung wieder bekommen hatte. »Warum laufen Sie mir beständig nach? Sie wissen ja, daß Ihre Gegenwart mir unausstehlich ist. Ich bin nach Paris gekommen, ohne Ihnen meine Adresse zu geben; daraus hätten Sie schließen können, daß ich durch Ihre Besuche nicht mehr belästigt werden will.«

»Ach, Leonore, was Sie da sagen, thut mir sehr weh; aber ich belästige Sie doch nicht sehr oft.«

»Man trennt sich, weil man sich nicht wohl zusammen befindet: warum soll man sich also wiedersehen?«

»Unsere Trennung,« entgegnet Choublanc, »war ja nicht mein Wille, sondern der Ihrige . . . Ich befand mich sehr wohl bei Ihnen, denn Sie wissen ja, daß ich Sie liebe, und die Trennung hat meine Liebe noch vermehrt.«

»Ich bitte Sie, verschonen Sie mich mit Ihrem senti-

mentalen Geschwätz und sprechen Sie nicht von der Vergangenheit. Sie haben mich nun gesehen und sich von meinem Wohlbefinden überzeugt. Jetzt thun Sie mir den Gefallen, sich zu entfernen.«

»Wie, Madame, Sie weisen mir die Thür, ohne mir Zeit zu lassen mich auszuruhen? Ich habe Sie mit so vieler Mühe aufgesucht . . . Erst gestern folgte ich einem Wagen, in der Meinung, daß Sie darin säßen . . .«

»Es thut mir sehr leid,« erwiederte Leonore kalt. »Verfolgen Sie die Kutschen, wenn es Ihnen Vergnügen macht, aber mich lassen Sie in Ruhe und entfernen Sie sich auf der Stelle: ich rathe es Ihnen zu Ihrem eigenen Besten, denn wenn man Sie hier fände . . .«

»Zu meinem eigenen Besten? Ich verstehe Sie nicht?«

»Das thut nichts, gehen Sie nur . . . Sie sehen ja, daß ich zittere, daß ich auf Dornen bin . . .«

In diesem Augenbicke wird die Thürglocke wieder gezogen. Leonore erblaßt und stammelt:

»Ach, mein Gott! Das fürchtete ich . . . Er ist's!«

»Wer denn?«

»Derselbe, der geschworen hat, Sie umzubringen, wenn er Sie jemals bei mir fände, und er würde gewiß Wort halten.«

»Wer ist denn der Unverschämte, der mich umbringen will? Und mit welchem Rechte kommt er hieher?«

»Ach mein Gott! er schellt schon wieder! Es ist Arthur . . . Ich erkenne ihn an seiner Heftigkeit.«

»So! Arthur ist's?«

»O Himmel! Die Thür wird aufgemacht . . . Marinette wird nach Hause gekommen seyn . . . Gehen Sie

geschwind in dieses Cabinet und verhalten Sie sich ruhig, ich beschwöre Sie! Sie würden sonst einen furchtbaren Auftritt veranlassen.«

Choublanc zögert, aber Leonore schiebt ihn in ein Cabinet, welches mit einer Glasthür geschlossen ist.

Der arme Choublanc leistet keinen Widerstand, und sogleich schließt sich die Glasthür hinter ihm; aber man kann ihn nicht einsperren, weil die Thür kein Schloß hat.«

Leonore sinkt auf einen Sessel, und in demselben Augenblicke erscheint der schöne Arthur.

»Guten Morgen, mein Engel! Wie ist Ihr kostbares Befinden, von welchem das ganze Glück meiner Zukunft abhängt?«

»Ich danke, lieber Arthur. Ich befinde mich wohl . . . nur in diesem Augenblicke bin ich etwas angegriffen . . . Ich habe Nervenzucken . . .«

»Alle schönen Frauen leiden an den Nerven, es ist daher natürlich, daß Sie auch daran leiden . . . O ich bin sehr ermüdet!« Er wirft sich ebenfalls in einen Armstuhl, welcher gerade der Glasthür gegenübersteht.

»Ich bin gestern den ganzen Tag umhergelaufen, um dreißigtausend Franken aufzutreiben aber die Freunde waren auf dem Lande, wie es gewöhnlich der Fall ist, wenn man sie braucht.«

»Warum haben Sie sich denn die Mühe genommen, Arthur? Ich sagte Ihnen ja, daß Sie heute um die Mittagsstunde die nöthige Summe erhalten würden. Glaubten Sie denn, ich würde mein Versprechen nicht halten?«

»O ich weiß, daß Sie Ihr Wort halten; aber ich hätte die dreißigtausend Franken lieber nicht gebraucht . . . Ich habe den Verkäufer des Hôtels gesprochen; er will durchaus

nicht von seiner Forderung abgehen, er verlangt die Summe auf der Stelle.«

»Nun, Sie können ihn befriedigen, Arthur. Nehmen Sie diese Brieftasche, die nöthige Summe ist darin.«

Arthur Rosencoeur nimmt die Brieftasche und steckt sie schnell ein.

»In der That,« sagt er, »Sie sind eine seltene Freundin! Ich würde jeden Augenblick für Sie durch's Feuer gehen!«

»Ich bezweifle es durchaus nicht, Arthur. Aber jetzt bringen Sie die Angelegenheit ins Reine, gehen Sie, lassen Sie Ihren Verkäufer nicht länger warten.«

»Es fällt mir schwer Sie so schnell zu verlassen, liebe Freundin,« antwortet der schöne Herr aufstehend; aber ich halte es auch für das Beste, die Sache sogleich abzuthun . . . ich fürchte, daß mir das schöne Hôtel weggefischt werde . . . Sie erlauben doch, daß ich bald wieder komme? . . . Ihre Hand, mein Engel, daß ich sie an mein Herz drücke . . .«

»Gehen Sie, Arthur, verlieren Sie keine Zeit.«

Aber während Arthur Rosencoeur Stock und Hut nimmt, tritt Choublanc, welcher ihn durch die Glasthür beobachtet hat, rasch aus dem Cabinet und sagt:

»Entschuldigen Sie, mein Herr, ich habe Ihnen etwas zu sagen, ehe Sie fortgehen . . .«

Der schöne Arthur ist ganz bestürzt, als er Choublanc erblickt.

»Sapperment! was ist das?« stammelt er; »wo kommt denn Der her?«

Leonore wird ganz kirschroth vor Zorn.

»Warum kommen Sie aus diesem Cabinet?« sagt sie aufgebracht zu ihrem Gatten; »ich hatte es Ihnen verboten; wie können Sie mir ungehorsam seyn!«

»Erlauben Sie, Madame,« erwiederte Choublanc. »Ich bin aus diesem Versteck hervorgekommen, weil ich die Stimme dieses Herrn erkannte; ich zog den Vorhang etwas auf die Seite und schaute durch die Glasthür. Anfangs konnte ich nicht glauben, daß es derselbe Herr sey, mit welchem ich Bekanntschaft gemacht habe, denn er sieht jetzt ganz anders aus und sein Anzug ist bei weitem eleganter; aber obschon er frisirt ist und seinen Schnurbart und auch einen Theil seines übrigen Bartes abgeschnitten hat, so glaube ich mich nicht zu irren, wenn ich erkläre, daß mein Freund Ernest vor mir steht.«

»Ihr Freund Ernest?« sagt Leonore erstaunt. »Was bedeutet das, Arthur? Heißen Sie wirklich auch Ernest? Kennen Sie Herrn Choublanc?«

Der schöne Herr, welcher hinlänglich Zeit gehabt hat, seine Fassung wieder zu gewinnen, wirft sich in die Brust und sieht Choublanc mit frecher Miene an.

»Ich soll diesen Herrn kennen! Der Teufel soll mich holen, wenn ich ihn jemals gesehen habe! Es ist das erste Mal, daß ich sein Gesicht sehe . . . und es ist wahrhaft original genug, daß man es wieder erkennt, wenn man es einmal gesehen hat . . . Mein Name ist Ihnen bekannt, schöne Dame, ich heiße Arthur Rosencoeur, einen andern Namen habe ich nie geführt . . . ich finde diesen auch zu schön, um ihn gegen einen andern zu vertauschen.«

Der zuversichtliche Ton des schönen Herrn beginnt

die Ueberzeugung des armen Choublanc zu erschüttern, er fürchtet ein Versehen gemacht zu haben.

»Dann ist es sehr sonderbar, die Stimme ist ganz dieselbe, und in den Gesichtszügen so viel Aehnlichkeit ...«

»Und wer ist jener Ernest, den Sie in Herrn Rosencoeur zu erkennen glaubten?« fragte Leonore höhnisch.

»Es ist Jemand, den ich bei meiner Ankunft in Paris kennen lernte... er erbot sich sogleich zu meinem Führer in dieser Stadt; ich frühstückte mit ihm den ganzen Tag in der Rivolistraße, und wie ich glaube, hat er mir Börse und Dose gestohlen.«

Leonore fährt auf und erwiedert: »O pfui! einen Gauner, einen Taschendieb glaubten Sie in Herrn Rosencoeur wieder zu finden? Das ist ja schändlich! ... eine solche Vermuthung ist eine schwere Beleidigung ...«

Arthur Rosencoeur zwingt sich zum Lachen und setzt hinzu: »Ich finde es sehr drollig, sehr komisch ... Ich werde noch lange darüber lachen ... aber böse werde ich nicht darüber! Erzürnen Sie sich nicht, holde Freundin. Dieser Herr weiß nicht was er spricht.«

»Arthur, ich bitte für Herrn Choublanc tausendmal um Verzeihung ... er wird sich übrigens auch bei Ihnen entschuldigen, wie es sich schickt ... Herr Choublanc, erklären Sie auf der Stelle vor Herrn Rosencoeur, daß es Ihnen leid ist, die mindeste Aehnlichkeit zwischen ihm und einem Gauner zu finden.«

Choublanc weiß in seiner Verlegenheit nicht was er thun soll; aber der schöne Arthur, dem es weit mehr um das Fortgehen als um die Entschuldigungen zu thun ist, setzt den Hut auf und sagt:

»Es ist nicht nothwendig, ich verlange keine Entschuldigungen, es ist nicht der Mühe werth . . . Aber die Zeit vergeht. Sie wissen, daß ich ein wichtiges Geschäft abzuthun habe . . . Auf Wiedersehen also, liebe Freundin . . . keine Feindschaft, lieber Herr Choublanc.«

Der schöne Arthur verläßt schnell das Zimmer und will sich entfernen; aber im Vorzimmer tritt ihm Jacques Thibaut, der junge Kunsttischler, in den Weg.

»Eine Minute, mein Herr!« sagt er entschlossen. »Sie werden nicht so fortgehen, wir Beide haben noch ein Wörtchen mit einander zu reden.«

»Was ist das? Was will der Mensch? Ich kenne Sie ja nicht . . . Halten Sie mich nicht auf, ich habe keine Zeit!« erwiedert Arthur, indem er sich aus den Händen des jungen Handwerkers loszumachen sucht.

»O, er kennt Sie recht gut . . . obgleich Sie Ihr Gesicht ein bischen zugestutzt haben, und er wird Sie nicht entwischen lassen.«

Jacques Thibaut, der tüchtige Fäuste hatte, hielt den schönen Arthur an beiden Armen fest. Beide fingen an zu ringen.

Durch das Geräusch angelockt, eilt Leonore von Choublanc gefolgt auf den Kampfplatz. Als sie ihren getreuen Verehrer mit einem unbekannten jungen Menschen im Handgemenge sieht, ruft sie erschrocken:

»Mein Gott! was gibt's denn schon wieder? Arthur, was haben Sie mit diesem Manne zu thun? Ich kenne ihn nicht . . . Was will er bei mir?«

»Entschuldigen Sie mich, Madame,« antwortete Jacques Thibaut, der immer an der Thür steht, um Arthur nicht ent-

wischen zu lassen: »ich habe mir die Erlaubniß genommen, Ihre Wohnung zu betreten, weil der Hausmeister mir sagte, daß dieser Herr, den ich suchte, hier im dritten Stocke sey . . .«

»Aber ich kenne Sie ja nicht!« entgegnet Arthur; »Sie irren sich . . .«

»O nein, ich irre mich nicht . . . Ich bin auch nicht der Einzige, der Sie erkannt hat; mein Principal, welcher so eben bei mir war, sagte, als er Sie bemerkte: Er ist's! Es ist der Herr von Saint-Amour!«

»Die Leute haben heute den Teufel im Leibe!« antwortet Arthur, der seine Verlegenheit hinter einem erzwungenen Gelächter zu verbergen sucht. »Jedermann nimmt mich für einen Andern: vor einer Viertelstunde sollte ich Ernest heißen, und jetzt nennt man mich Saint-Amour!«

»Dieser Herr ist ein langjähriger Freund von mir!« sagt Leonore, auf Jacques Thibaut zutretend; »ich kenne ihn seit zwanzig Jahren . . . ich habe ihn seit jener Zeit freilich aus den Augen verloren; aber ich kann auf Ehre versichern, daß es Herr Arthur Rosencoeur ist.«

»Alles dies wird sich in Gegenwart meines Principals aufklären,« erwiedert Thibaut.

»Was kümmert mich Ihr Principal!« sagt Arthur auffahrend; »ich habe Geschäfte und will gehen!«

Er stößt Thibaut mit aller Gewalt auf die Seite und öffnet die Thür; aber auf dem Gange findet er Herrn Dupuis, den Kunsttischler, in Begleitung zweier Polizeisergenten und eines Polizeidieners. An Entkommen ist nicht mehr zu denken; der schöne Arthur scheint es einzusehen, denn er kehrt um und sagt:

»Sapperlot, diesesmal, glaube ich, sitze ich fest!«

»Ja, meine Herren,« sagt Dupuis zu seinen Begleitern, auf Arthur deutend, »dies ist der Mann, der unter dem Namen Saint-Amour zu mir kam und um viertausendfünfhundert Franken Möbeln bringen ließ . . . um sie sogleich wieder zu verkaufen und dann zu verschwinden.«

»Wenn das ist,« setzt Choublanc hinzu, »so glaube ich erklären zu können, daß er mir unter dem Namen Ernest Dose und Börse gestohlen hat.«

»Aber so erklären Sie doch, daß es nicht wahr ist!« sagt Leonore, höchst erbittert über die gegen ihren alten Freund erhobenen Beschuldigungen. »Erklären Sie doch, daß Sie Arthur Rosencoeur sind.«

»Ganz recht, Madame,« sagt einer der Polizeisergenten vortretend. »Arthur Rosencoeur ist der Mann, den wir suchen. Dieser Arthur Rosencoeur ist wegen Diebstahl und Gaunerei schon einigemal verurtheilt worden, und nach beendeter Strafzeit hat er mehr als zehnmal seinen Namen gewechselt; wir suchten ihn schon lange unter dem Namen Ernest, den er sich beigelegt hatte; aber er ist ein sehr gewandter Gauner, er weiß sich zu verkleiden, und bis heute war es ihm gelungen, uns zu entwischen.«

Leonore sinkt ganz vernichtet, einer Ohnmacht nahe, auf einen Sessel. Der von ihr so schwärmerisch geliebte Freund, an den sie seit zwanzig Jahren unaufhörlich dachte, den sie so sehnlich wiederzusehen wünschte, ist ein elender Dieb!

»Nun ja,« sagt Arthur, »ich sehe wohl, daß ich nicht länger läugnen kann . . . Ja, ich bin Saint-Amour, ich bin Ernest, ich bin Alles was Ihr wollt . . . Freund Choublanc, wenn Sie mir nicht alle Ihre Angelegenheiten erzählt hät-

ten, würde ich nie auf den Gedanken gekommen seyn, Ihre Frau aufzusuchen. Als ich hörte, daß Sie mich noch immer liebe und mich wiederzusehen hoffe, dachte ich: Mit dieser alten Flamme ist etwas zu machen . . . und ich nahm Ihre Börse, Alter, weil ich Geld nöthig hatte, um mich präsentabel zu machen . . . Alles war mir gelungen: die romanhafte Leonore empfing mich mit offenen Armen . . . Ich schmeichelte ihrer Eitelkeit mit so überraschendem Erfolge, daß sie auf dem Seil getanzt haben würde, wenn ich es gewünscht hätte . . . Aber diesen Morgen begann mein Unglück, der Plan ist fehlgeschlagen . . . Kommen Sie, meine Herren, ich bin bereit!«

Arthur geht aus der Thür; aber die dicke Marinette eilt ihm nach und ruft:

»Er hat die Brieftasche noch nicht hergegeben . . . eine Brieftasche mit dreißigtausend Franken, die ihm Madame so eben gegeben hat! . . . Er hat nichts gesagt, der Spitzbub! . . . Er würde auch dieses Geld gestohlen haben!«

Man schickt sich an, Arthurs Taschen zu durchsuchen; aber er überreicht der Köchin selbst die Brieftasche.

»Hier, dicke Dirne,« sagt er, »Du bist nicht so dumm wie deine Herrin.«

Marinette bringt der halbohnmächtigen Leonore die Brieftasche und wiederholt gewissenhaft die Worte des schönen Arthur.

Leonore steht auf, geht auf ihren Mann zu und redet ihn zum ersten Male in ihrem Leben freundlich an.

»Nehmen Sie dies,« sagt sie tief bewegt; »künftig verfügen Sie über Alles was ich besitze und über mich selbst. Ich bin bereit mit Ihnen zu gehen, wenn Sie mich noch

als Ihre Gattin betrachten und mir gestatten wollen, mein Unrecht gegen Sie wieder gut zu machen.«

»Ob ich es will!« erwiedert Choublanc freudetrunken. »Ach Gott! Ich bin der glücklichste Mensch von der Welt! . . . Leonore, willst Du denn jetzt Madame Choublanc heißen?«

»Mit Vergnügen, lieber Freund!«

»Lieber Freund, sagt sie! . . . und sie will mit Vergnügen so heißen wie ich!«

»Fürwahr,« sagt Jacques Thibaut, »mich dünkt, die Wahl zwischen den beiden Namen Arthur und Choublanc sey nicht schwer: der schönste Name ist immer der, den ein Ehrenmann führt.«

Ende.



Druck und Papier von Leop. Sommer in Wien.

